

Beispiele

Praxis



www.volksbund.de

Pädagogische Handreichung – Arbeit für den Frieden



Kinder – Opfer der Kriege bis 1945



Pädagogische Handreichung von Erich und Hildegard Bulitta



Andreas Gryphius (1616–1664)

**Grabinschrift Marianae Gryphiae
seines Bruders Pauli Töchterlein**

*Geboren in der Flucht umringt mit Schwert und Brand
Schir an dem Rauch erstickt der Mutter herbes Pfand
Des Vaters höchste Furcht die an das Licht gedrungen
Als die ergrimte Glutt mein Vaterland verschlungen,
Ich habe diese Welt beschawt und bald gesegnet:
Weil mir auff einen Tag all Angst der Welt begegnet.
Wo ihr die Tage zählt, so bin ich Jung verschwunden
Sehr alt; wovon ihr schätzt was ich für Angst empfunden.*

Titelbilder:

großes Bild:

Das „Friedensdenkmal der Kinder“ steht im Friedenspark von Hiroshima und erinnert an die Kinder, die beim Atombombenabwurf am 6. August 1945 ums Leben gekommen sind.

rechts oben:

Kindheit in Trümmern

rechts Mitte:

Schulkinder in den Ruinen ihrer Stadt

rechts unten;

Oxana Medvedeva aus Russland nahm im Sommer 2010 am Internationalen Jugendlager des Landesverbandes Bayern in Würzburg teil.

Das Bild zeigt sie auf der Kriegsgräberstätte in Kitzingen an einer Grabplatte, die an die Bombenopfer des Angriffs vom 23. Februar 1945 erinnert (siehe auch Seite 39). Diese Grabplatten wurden von den 21 Teilnehmenden aus acht verschiedenen Ländern neu beschriftet.

Die Grabplatte trägt die Daten der Familie Krauss: Mutter (Rosa, Jahrgang 1913) mit ihren fünf Kindern (Konrad, geb. 1932, Anneliese, geb. 1934, Hertha, geb. 1936, Elfriede, geb. 1939 und Wilfried, geb. 1944), die bei dem Angriff ums Leben kamen.

Kinder – Opfer der Kriege bis 1945

Pädagogische Handreichung

Pädagogischer Landesbeirat
Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.
Landesverband Bayern

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	S. 5
Einleitende Gedanken	S. 6
– Kriegskinder – Kinder im Krieg	S. 6
Kinder sind die schwächsten Glieder – Kinder erleben den Krieg anders	
Erster Weltkrieg (Beitz)	S. 8
– Kinder sind von Kampfhandlungen betroffen	S. 8
– Kinder erleben Kriegsbegeisterung – Kinder spielen Krieg	S. 9
– Kinder leiden Hunger – Der „Kohlrübenwinter“	S. 11
– Kinder spüren den Rohstoffmangel	S. 14
– Kinder werden vernachlässigt – Auswirkungen des Krieges	S. 15
Zweiter Weltkrieg	S. 16
– Trennung von der Familie (Dr. Paschen)	S. 16
Kindertransport – Die Evakuierung deutscher Kinder – Die Evakuierung britischer Kinder	
– „Abends wenn wir essen fehlt uns immer einer“	S. 21
Väter und Kinder müssen Abschied nehmen – Väter und Kinder schreiben sich Briefe	
– Schicksale jüdischer Kinder	S. 23
Das Tagebuch der Anne Frank – Kinder und Jugendliche im KZ Mauthausen – Kinder und Jugendliche im KZ Buchenwald – Kinder im KZ Theresienstadt (Dr. Paschen) – Die Kinder vom Bullenhuser Damm – Marianne Cohn	
– Zwangsarbeit	S. 29
Die Geschichte der Katja Susanina – Kinder von Zwangsarbeiterinnen	
– Kinder während der Besatzung	S. 31
Das Tagebuch der Tanja Sawitschewa – „Auch ich habe eine Tochter“ – Aus dem Tagebuch der Dea Walraven – Besatzungskinder (Lang) – Lidice – das Dorf, das in einer Nacht aufhörte zu existieren (Wiederhut)	
– Kinder erleben Bombenangriffe	S. 37
Dresden: 13./14. Februar 1945 – Würzburg: 16. März 1945 – Kitzingen: 23. Februar 1945 – Treuchtlingen: 23. Februar 1945 (Kammerer) – Nachts schlafen die Ratten doch (W. Borchert)	
– Flucht und Vertreibung	S. 42
Definitionen – Kinder als Strandgut der Vertreibung, Such- und Findelkinder – Mit den Augen der Kinder	
– Die Eltern erfuhren die Wahrheit nie ...	S. 46
– Kinder erleben den Atombombenabwurf	S. 47
Die Kinder von Hiroshima – 1000 Kraniche – Eine Kindererinnerung an Hiroshima	
„Wenn Steine reden könnten ...“ Gräber von Kindern auf den Kriegsgräberstätten des Volksbundes (Krause)	S. 50
Heute noch Trümmer in der Seele – Kindheit im Zweiten Weltkrieg	S. 54
– Das Trauma der Kriegskinder	S. 54
– Die Posttraumatischen Belastungsstörungen	S. 54
– Ausblick	S. 57
Anhang	S. 58
Literatur/Internetadressen	S. 58
Impressum	S. 59

Vorwort

Der Krieg hat einen langen Arm. Noch lange, nachdem er vorbei ist, holt er sich seine Opfer.

Martin Kessel, Schriftsteller (1901–1990)

Dieses Zitat des deutschen Schriftstellers, der unter dem Pseudonym Hans Brühl schrieb, zeigt, dass jeder Krieg bei seinem Ende noch lange nicht vorbei ist. Menschen, die als Kind einen Krieg erlebt haben, leiden ihr Leben lang an den Ereignissen, denen sie damals ausgesetzt waren.

Wie wichtig und aktuell dieses Thema ist, zeigt die Tatsache, dass über 65 Jahre nach Ende des 2. Weltkriegs das Thema Kriegskinder und ihre „beschädigten Biografien“ (vgl. Gestrich) wieder viel Beachtung erhält.

Etwa seit 1993 kommen die ehemaligen Kriegskinder ins Rentenalter, sie, die früh gelernt hatten, „die Ärmel hochzukrempeln“ und das zerstörte Land aufzubauen. Sie haben wesentlich am „Wirtschaftswunder“ mitgewirkt. Sie haben neue Werte geschaffen und sich selbst, analytisch gesehen, in ihrem Selbst durch Arbeit und Leistung als sinn- und wertvoll erleben können. Die hinter allem verborgenen Verletzungen der Betroffenen waren jedoch nicht einfach aufgehoben und „weg“, sondern waren latent immer vorhanden. Nun, im Alter, beginnen sich immer mehr Risse und Brüche in der Fassade zu zeigen.

Seitdem Anfang der 90er-Jahre die Bilder vom Golfkrieg, dem Krieg in Bosnien, später vom Kosovo mit dem Fernseher in die Wohnzimmer kamen, wurden die Kriegskinder vom 2. Weltkrieg gleichsam „von innen her“ überfallen. Es stiegen teilweise eindeutige Erinnerungsbilder an Ereignisse aus dieser Zeit auf. So konnten auch diffuse Ängste entstehen, unerklärliche Körperreaktionen, dazu Schlafstörungen ganz allgemein bis zu Alpträumen oder Konzentrationsstörungen. Auslöser konnten Bilder von Frauen mit Kindern auf der Flucht sein, eine Nahaufnahme einer weinenden Flüchtlingsfrau, brennende Dörfer oder das Motorengeräusch von Flugzeugen, die Bomben abwarfen. Frauen erinnerten sich an Szenen ihrer eigenen Vergewaltigung oder die um sich greifenden Ängste ihrer Mütter und anderer Frauen um sie herum.

Wenn Menschen aus dem aktiven Berufsleben ausscheiden, der Existenzaufbau abgeschlossen ist und die Familie mit erwachsenen Kindern einen veränderten Stellenwert bekommt, haben sie mehr Zeit und Freiraum. Manche füllen ihn mit Reisen, mit neuer Betriebsamkeit. Andere erleben, wie sich dieser Raum mit „etwas“ füllt, was sie bisher noch nicht bewusst wahrgenommen haben. Häufig tauchen unbewältigte, verdrängte Erlebnisse auf.

Die vorliegende pädagogische Handreichung

„Kinder – Opfer der Kriege bis 1945“

beschäftigt sich verständlicherweise mit der jüngeren Geschichte, das heißt in erster Linie mit dem 1. und 2. Weltkrieg. Selbstverständlich waren aber in allen Kriegen auch Kinder die Leidtragenden. In diesem Heft geht es nur um „zivile“ Kinder, nicht um Kindersoldaten. Dazu ist 2010 bereits eine eigene Handreichung mit dem Titel „Um die Jugend betrogen – Kindersoldaten“ erschienen.

Die neue Handreichung zeigt den Alltag der Kinder, die in Jahren, in denen Kinder normalerweise unbeschwert und geborgen leben können, Anforderungen, Ereignissen und Erlebnissen ausgesetzt waren, die das Verkräftbare weit übersteigen. Diese traumatisierten Kinder leiden noch heute darunter (siehe S. 54 ff.) Der Themenbereich „Flucht und Vertreibung“ ist mit dem Ende des 2. Weltkriegs nicht abgeschlossen. Er wird aber in diesem Heft behandelt, da bereits während des Krieges Menschen auf der Flucht waren.

Viele haben die Kriege nicht überlebt. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. pflegt auf seinen Kriegsgräberstätten im In- und Ausland auch die Gräber von Kindern aus dem 1. und 2. Weltkrieg, die nicht in Kampfhandlungen verwickelt waren.

Das Heft erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. An ausgewählten Beispielen wird das Leid von Kindern aufgezeigt, die in Kriegszeiten groß geworden sind. Ein Folgeheft ist geplant, das sich mit der Zeit nach 1945 beschäftigen wird.

Die Pädagogische Handreichung wurde von Mitgliedern des Pädagogischen Landesbeirates München erstellt. Wir bedanken uns an dieser Stelle bei Frau Lang, Frau Dr. Paschen und Frau Wiederhut, sowie bei Herrn Beitz und Herrn Kammerer, die an dieser Handreichung mitgearbeitet haben (ihre Beiträge sind im Inhaltsverzeichnis als solche gekennzeichnet) und bei Herrn Krause (Landesgeschäftsführer, Bayern) für die begleitende Arbeit und die vielen Ideen.

München, im Januar 2011

Erich und Hildegard Bulitta

Einleitende Gedanken

Kriegskinder – Kinder im Krieg

Nach der Definition von kriegskind.de. e.V. sind Kriegskinder „Menschen, die in ihrer Kindheit durch direkte oder indirekte Einwirkung des Krieges nachhaltig wirkende psychische und physische Schäden erlitten. Oft bleiben solche Schäden über Jahre unbewusst, sind aber doch wirksam und lösen komplexe seelische und psychosomatische Krankheitsbilder aus. Die Lebensgestaltung eines so traumatisierten Menschen bleibt durch die Kriegserlebnisse geprägt und kann Auswirkungen auf die nächste und übernächste Generation haben.“

Dr. Helga Spranger (Fachärztin für Psychosomatische Medizin in Strande) listet in ihrem Referat „Verhängte Bilder“ in der Psychosomatischen Klinik Görlitz im März 2005 u.a. folgende Gruppen von Kriegskindern auf:

- Jüdische Kinder mit Holocaust-Traumatisierungen
- Kinder, die in den Wirren des Krieges und seines Endes in psychiatrischen Großkrankenhäusern als Auffanglager Aufnahme fanden und dort hospitalisiert wurden
- Kinder, die direkt durch Bomben, Flucht und Vertreibung betroffen waren
- Waisenkinder, die in der Psychiatrie oder in Heimen aufwuchsen
- Waisenkinder, die zur Adoption freigegeben wurden, weil sich akut kein Angehöriger fand
- Sogenannte „Wolfskinder“, die sich, im ehemaligen Ostpreußen alleine gelassen, durchschlagen mussten und nicht mehr nach Deutschland zurückkehren konnten
- Lebensborn-Kinder
- Vergewaltigungskinder
- Kinder, die im Ausland von deutschen Soldaten gezeugt wurden
- Von Russen verschleppte Kinder, die erst nach Jahren nach Deutschland zurückkehren konnten
- „Täter-Kinder“ – „Besatzer-Kinder“

(nach: <http://www.kriegskinder-fuer-den-frieden.de/Dokumente/vortragVerhaengteBilder.htm>)



Auf der
Flucht

Kinder sind die schwächsten Glieder

In allen Kriegen sind immer die Kinder die **schwächsten Glieder**. Es gibt für sie keine Möglichkeit, Einfluss zu nehmen, sich zu wehren oder etwas zu ändern. Ohne gefragt zu werden, werden sie in die Handlungen der Erwachsenen verwickelt. Sie werden, ohne die Zusammenhänge zu verstehen, zu Zeugen und Opfern gewalttätiger Auseinandersetzungen in ihrer nächsten Umgebung.

So verbrachten Kinder im 2. Weltkrieg viele Nächte mit ihren Verwandten und Nachbarn in Luftschutzkellern, erlebten Bombenangriffe, sahen brennende Städte, Verwundete und Leichen. Sie erlebten Flucht und Vertreibung, viele wurden auf der Flucht geboren, verloren ihre Eltern und Geschwister oder litten Hunger. Schon während des Krieges lernten ältere Kinder zu **funktionalisieren**. Sie kannten die Warnungen vor den Luftangriffen, sie fassten das Handgepäck wie im Schlaf, wussten, um welche kleineren Geschwister sie sich kümmern mussten. Auf der Flucht mussten oft 5-Jährige den Leiterwagen ziehen, auf dem neben den Alten und Gebrechlichen auch das ganze Hab und Gut verstaut war. Sie mussten Verstorbene am Straßenrand zurücklassen, dienten als Schutzschilde gegen Vergewaltigungen von Müttern und älteren Schwestern.

Die Kinder mussten viel zu früh Verantwortung übernehmen, waren in ihren Entscheidungen auf sich gestellt und dienten als Ersatz für den fehlenden und abwesenden Partner. Nach der Rückkehr des Vaters kam es oft zu schwerwiegenden Konflikten, denn aus der Not heraus war eine andere Familienkonstruktion entstanden, in der der Vater und/oder das Kind nicht mehr seinen Platz fand.

Ihre Fragen blieben unbeantwortet, denn die Erwachsenen hatten keine Antworten. Die Kinder wurden angehalten, „nichts gesehen zu haben“. Das persönliche Leid wurde **„beschwiegen“**. Es gab keinen Raum für die Trauer um gefallene, vermisste, ums Leben gekommene Angehörige, keinen Raum, um über den Verlust von Heimat, Hab und Gut zu klagen. Niemand erwähnte zerstörte Lebensplanungen und Zukunftsvisionen. Zu groß waren die Aufgaben, die angepackt und bewältigt werden mussten. Dieter Forte schreibt in seinem Buch „Schweigen oder sprechen“: „Die es erlebt hatten, mussten nicht mehr darüber reden. Die wussten, was geschehen war. Die es nicht erlebt hatten, glaubten einem nicht.“ Und an einer anderen Stelle: „Sprechen über das, was nicht gesagt werden kann. Sprechen über das Grauen jenseits der Sprache, weil die Sprache keine Worte hat für das quälende Entsetzen der Opfer. Wozu sprechen? Worüber sprechen?“

Beschwiegen wurde in der ersten Zeit nicht nur das eigene Leid, sondern auch das der Juden, das ganze Ausmaß des Holocaust, das Schicksal der Zwangsarbeiter, von Polen und Russen. Be-

schwiegen wurden trotz aufkommender Debatten nach der Schuldfrage die Schatten der Nazi-Vergangenheit, sei es zum Schutz des Image einer Familie, sei es aus Loyalität innerhalb von Familien und um dort Konflikte zu vermeiden, oder auch aus Loyalität mit betroffenen NS-Angehörigen unter Nachbarn und Bekannten.

(aus C. Gestrich)

Kinder erleben den Krieg anders

Die „Neue Zeit“

„Seit 05:45 Uhr wird zurückgeschossen!“ Dieser schlichte Satz bedeutete für Millionen von Kindern den Anfang vom Ende ihrer Kindheit. **Wolfgang Pickert**, damals neun Jahre alt, deutete die Kriegsmeldung ganz wörtlich: „Es hieß doch ‚zurückgeschossen‘! Also: Wir sind bedroht von den bösen Feinden, von den Polen und jetzt wird zurückgeschossen. Ganz einfach.“ Pickert war wie viele Kinder dank der emsigen Propagandamaschinerie von schmissigen Liedern, Hetzfilmen und dem Krieg als heroischem Leinwandspektakel regelrecht elektrisiert: „Lass den Krieg so lange dauern, dass ich auch noch Soldat werden kann!“, hofften Kinder in den ersten Kriegsmonaten.

Mädchen freuten sich über die Abenteuer des „Jungmädchel-Daseins“ und warfen den Soldaten, die per Zug gutgelaunt Richtung Front fuhren, Blumen zu. Alles, was sie über den Krieg wussten, war wohldosierte Propaganda und schürte ihren kindlichen Eifer, am liebsten selbst den Heldentod fürs Vaterland und die vielgepriesene „Neue Zeit“ zu sterben. **Rosemarie Erdmann**, damals Jungmädchel: „Ich wollte auch den Heldentod sterben. Fand ich toll. Muss ja großartig sein, einen Heldentod zu sterben!“ Sie spickten Stecknadeln auf kleine Landkarten und dokumentierten daheim fasziniert die Erfolge der Hitler-Armee. Die erste Zeit des Krieges brachte für die Kinder in Deutschland, die den Normen des nationalsozialistischen Menschenideals entsprachen, zunächst eine scheinbar unbeschwerte Zeit.

Anders dagegen die Kinder, die von Hitlers Außenpolitik direkt getroffen wurden. Seit jenem Morgen im September mussten die Kinder der Gegner Deutschlands erwachsen werden und ums Überleben kämpfen. Kinder in Polen lernten ab September 1939 quasi als Erste in Europa, was dieser Krieg bedeutete: Fliegerstaffeln, Granaten, Hunger, Flucht, Verschleppung und Tod. **Blandyna Lewińska** erlebte in Krakau, wie aus Wasseröffnungen in der Ghettomauer abgemagerte Kinder verzweifelt um Essen betteln. Sie selbst wurde im August 1944 durch einen unglücklichen Zufall von ihrer Familie getrennt und schlug sich monatelang alleine durch, überlebte um Haaresbreite mehrere Bombardierungen und Explosionen in nächster Nähe. Sie musste bei der Räumung Warschaus mit einem verletzten Bein über glühende Trümmer flüchten, bevor sie gefangen und zur Zwangsarbeit nach Westfalen in ein Munitionslager deportiert wurde.

Mit den Bomben kam die Angst

Der Krieg griff häufig massiv ins Leben der Kinder ein. Die Nächte verbrachten sie in düsteren Kellern, am Tag schrieben sie Aufsätze über die „heroischen Taten ihrer Soldaten“. Der Krieg rückte näher und mit all seinen Eindrücken, Bildern, Gerüchen, Gefühlen fraß er sich für immer in die Seelen der Kinder. Fliegeralarm schreckte die Menschen aus dem Schlaf, schlaftrunken stolperten Kinder hinab in die sicheren Schutzräume. „Oft haben wir die ganze Nacht im Keller verbracht, ohne Bettchen, ohne Schlaf. Und wenn dann die Erwachsenen anfangen zu beten oder zu schreien. [...]“ – Wolfgang Pickert erlebte die Bombennächte in Berlin.

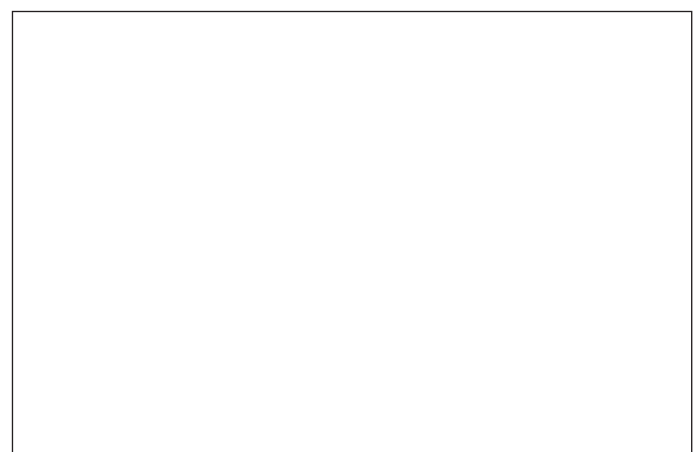
Getrennt von den Eltern – aber in Sicherheit

„Ich kann bis heute nicht grillen. Ich habe niemals einen Grillabend mitgemacht. Da kommt dieser Geruch hoch – von verbranntem Holz und Fleisch. So hat das damals in Köln gerochen. [...]“ Der siebenjährige **Walter Zierold** aus Köln wurde nach seinen ersten Erlebnissen aufs Land verschickt, um ihn wie Millionen andere deutsche Kinder vor dem Bombenhagel in deutschen Großstädten in Sicherheit zu bringen. Ganz allein, ohne zu wissen, wohin die Reise geht, ohne zu wissen, wie lange sie dauern wird. Bis zum Kriegsende wurde er von Ort zu Ort verschickt, traf seine Mutter nur für wenige Tage, denn der Bombenterror und die Sorge um ihre großen Söhne an der Front hatten sie verrückt gemacht.

Wohin mit all den grausamen Bildern?

Viele Kinder versuchten auf ihre ganz eigene Art mit den schrecklichen Ereignissen umzugehen. Sie spielten „Fliegeralarm“ mit der Puppenstube, sammelten die größten Granatsplitter und lernten die Namen „heldenhafter deutscher Piloten“ auswendig. In der Schule kassierten sie gute Noten für besonders überzeugende Aufsätze über den „heroischen Kampf der Wehrmacht gegen die Bolschewiken im Osten“.

(nach: <http://www.mdr.de/kriegskinder/6038722.html>)



Kind am Straßenrand

Erster Weltkrieg

Kinder sind von Kampfhandlungen betroffen

Kinder waren und sind mehr noch als die Erwachsenen von den Auswirkungen der Kriege betroffen, weniger als Mitkämpfer denn als Leidende. Waren es früher Besatzung und durchziehende Heerhaufen, die Leben und Lebensumstände bedrohten, so sind es heute die technischen Möglichkeiten, die die Menschen bedrohen. 1930 schreibt der im Jahre 1918 14-jährige Gerhard nieder, wie er das letzte Kriegsjahr in der Heimat erlebt. Dieses Tagebuch, in Auszügen veröffentlicht durch Gert Soltau 1989, bildet die Grundlage der folgenden Darstellung.

Die Kämpfe an den Fronten im Westen und im Osten erfassten aufgrund der Entwicklung bei Luftschiffen und Flugzeugen bald auch große Teile des Hinterlandes. So wirft ein französisches Flugzeug am 28. 7. 1914 (!) – also vor der Kriegserklärung und dem Ausbruch der Kampfhandlungen – Bomben auf Nürnberg ab, am 30. 8. erscheint erstmals ein deutscher Flieger über Paris. Das war der Beginn des Luftkrieges, der im 2. Weltkrieg seinen grauenhaften Höhepunkt erreichen sollte.



Zeppelin im Einsatz

Vor allem die deutschen Luftschiffe bombardierten seit 1915 regelmäßig englische und französische Städte und Militäreinrichtungen. Ab 1916 wurden die Luftschiffe allmählich durch Bombenflugzeuge ersetzt. Beim schwersten Angriff auf London 1917 gab es 145 Tote und 382 Verletzte. Insgesamt waren 1320 Tote und ca. 2000 Verletzte Opfer der Luftangriffe.

Auch in Deutschland fürchtete man die englischen Flieger.

„1. 4. 1918: Nürnberg fürchtet schon lange einen Fliegerangriff, heute hieß es, von Hof und Bayreuth her komme ein feindliches Fliegergeschwader, und sofort gab es wieder entsetzte und jammernde Menschen. [...]“

1. 6. 1918: Auf die Stadt Köln fand ein Fliegerangriff statt. Von den Bischöfen sind die Fronleichnamsprozessionen in allen größeren Städten untersagt worden, weil wegen der Flieger-

angriffe große Menschenansammlungen vermieden werden müssen. [...]“
(Soltau, S. 6 ff.)

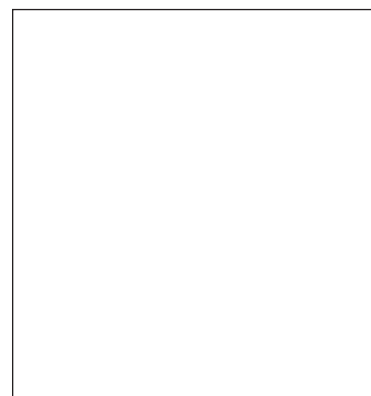
Auf deutsche Ortschaften wurden während der Jahre 1914 bis 1918 rund 2000 Luftangriffe geflogen. Hierbei waren ca. 4000 Flugzeuge beteiligt; etwa 17 000 Bomben wurden abgeworfen. Allein Saarbrücken wurde 25-mal angegriffen und mit 684 Bomben belegt. Den feindlichen Luftangriffen fielen 2600 Zivilpersonen zum Opfer, der materielle Schaden wird auf 50 Millionen Mark geschätzt. Am Fronleichnamstag 1916 (22. Juni) fand ein französischer Luftangriff auf Karlsruhe statt; ein Zirkus wurde während einer Kindervorstellung mit Bomben belegt, 154 Kinder waren betroffen, 82 von ihnen waren tot.

Dazu äußerte sich Philipp Scheidemann am 4. Juli 1918 im Deutschen Reichstag: „[...] Es gibt kaum etwas Abscheulicheres als die Fliegerangriffe auf offene Städte außerhalb der Kriegszone. Was für einen Sinn kann dieses Frauen- und Kindermorden haben? [...]“
(Soltau, S. 8)

Aber die Einwohner von Paris hatten nicht nur die deutschen Flieger zu fürchten, sondern auch deutsche Ferngeschütze. Am 23. März fiel aus heiterem Himmel ein Geschoss vor dem Haus Nr. 6 am Quai de la Seine in Paris nieder. Dann folgten immer wieder neue Explosionen. Die Stadt geriet in Panik. Es waren keine deutschen Flugzeuge zu sehen, die von Zeit zu Zeit immer wieder einmal die Stadt angriffen. Erst nach Stunden erschien folgendes Kommuniqué: „Der Feind hat Paris mit einem Ferngeschütz beschossen. Seit heute Morgen 8 Uhr haben Vierundzwanziger-Granaten die Hauptstadt und Umgebung getroffen. [...]“ (Soltau, S.7)

Tatsächlich war es ein deutsches Eisenbahngeschütz mit 37 m Rohrlänge, das aus dem Wald von Crépy bei Laon über 128 km Paris beschoss. Zwischen dem 23. März und dem 9. August 1918 trafen 3320 Granaten. Sie töteten 256 Pariser Bürger, davon 88 beim Gottesdienst am 29. März (Karfreitag) in der Kirche St. Gervais, wobei auch 68 Verwundete zu beklagen waren.

Der Krieg bedrohte nun auch Frauen und Kinder hinter der Front.



Wurden zu Anfang des Krieges Bomben noch einzeln per Hand abgeworfen, so vergrößerte sich im Laufe des Krieges sowohl die Bombenzuladung als auch die Zerstörungskraft.

Kinder erleben Kriegsbegeisterung

Unmittelbar nach Kriegsbeginn begann eine umfangreiche Propagandatätigkeit mit dem Ziel, die anfängliche Kriegsbegeisterung möglichst lange zu konservieren. erkennbar u. a. an den Millionen Feldpostkarten. Besondere Aufmerksamkeit erregte der „Erbfeind“ Frankreich. Dass man französische Ausdrücke vermied, war nicht alles. Es war auch verpönt, französische Waren zu konsumieren [obwohl Kaiser Wilhelm II. nur französischen Champagner trank, aus einer mit einem deutschen Etikett getarnten Flasche; der Verf.]. Allerdings stand die französische Kriegspropaganda der deutschen in nichts nach.

In diese Propaganda waren auch die Kinder eingebunden, die künftigen Soldaten. Absicht war, alle zu mobilisieren, die Schrecken des Krieges zu überdecken, Tote und Verwundete vergessen zu machen. Themen waren die als Soldaten verkleideten Kinder, die unbedingt Soldat sein wollten (es gab auch Käthe-Kruse-Puppen in Feldgrau).

Aus dem Kriegstagebuch der Elfriede Kuhr aus Schneidemühl in Posen, 13 Jahre:

„3. August 1914: In der Schule sagen die Lehrer, wir hätten die vaterländische Pflicht, nicht mehr fremde Worte zu gebrauchen. Ich hab zuerst nicht gewusst, was sie meinten. Jetzt ist mir klar: Man darf nicht mehr ‚Adieu‘ sagen, weil das französisch ist. Es ist eine Ehre ‚Lebwohl‘ oder ‚Auf Wiedersehen‘ zu sagen, meinetwegen auch ‚Grüß Gott‘. Mama muss ich von nun an ‚Mutter‘ nennen, aber ‚Mutter‘ ist nicht zärtlich genug. Ich will ‚Muttchen‘ sagen.“

(nach: www.Landkreis-bw.de)



Jung-Deutschland

Ina Seidel (1885–1974)

Deutsche Jugend 1914

Wir wussten nicht, wozu wir blühten,
Und Jugend schien uns Fluch und Last,
Ein Fest an dem wir nicht erglühnten, –
Man trank – man ging – ein satter Gast.

Und unser Blut ging dick und träge,
Wir hatten allzu blanke Wehr,
Wir hatten allzu glatte Wege,
Wir hatten keine Lieder mehr.

Drum jauchzen wir in diesen Tagen,
Drum sind wir trunken ohne Wein,
Drum dröhnt's uns der Trommel Schlägen:
O heil' ges Glück, heut jung zu sein.

(Hamann, S. 27)



Peter Rosegger (1843–1918)

Je mehr der Stahl geglutet,
Je besser ist das Schwert.
Je mehr ein Herz geblutet,
Je größer ist sein Wert.

Französische Kinder spielen Krieg: „Ich habe keine Angst vor den Deutschen!“

Kinder spielen Krieg

Maikäfer flieg!
Dein Vater ist im Krieg,
Die Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt,
Maikäfer flieg!



Weihnachtslied (Hoffmann v. Fallersleben 1798–1874)

[Der Text wurde nach 1945 bereinigt.]

Morgen kommt der Weihnachtsmann,
Kommt mit seinen Gaben.
Trommel, Pfeife und Gewehr,
Fahn und Säbel und noch mehr,
Ja ein ganzes Kriegesheer,
Möcht' ich gerne haben.

Bring' uns, lieber Weihnachtsmann,
Bring' auch morgen, bringe
Muskettier und Grenadier,
Zottelbär und Pantherier,
Roß und Esel, Schaf und Stier,
Lauter schöne Dinge.

Doch du weißt ja unsern Wunsch,
Kennest unsere Herzen.
Kinder, Vater und Mama,
Auch sogar der Großpapa,
Alle, alle sind wir da,
Warten dein mit Schmerzen.



Die Verbündeten

Die damaligen Lehrpläne wurden ebenfalls auf die Besonderheiten der Kriegszeit abgestimmt:

Hinweise für den Religionsunterricht

„Je höher die Güter sind, um deretwillen ein Volk zu den Waffen greift, je weniger materiell sie sind, um so berechtigter ist der Krieg. Er kann im idealen Falle zum ‚heiligen‘ Kriege werden. [...] Aber heute (im gegenwärtigen Kriege) bedeutet ein Krieg die Zusammenfassung aller in einem Volke vorhandenen, geübten und schlummernden, materiellen und ideellen, physischen und seelischen Kräfte. So wird der Krieg im vollsten Sinne zur Kraftprobe. Er entscheidet wirklich, was an innerer und äußerer Tüchtigkeit in einer Nation steckt. [...] Fest steht: Wir empfinden die Erhebung des Vaterlandes als etwas Heiliges: Gott ging durch unsere Mitte. In unseren Kriegern wirken sittliche Kräfte.

Fest steht: Nichts in der Welt Gottes geschieht ohne Gott. Wir glauben an den Gott der Liebe und Barmherzigkeit. Und: Wir glauben auch an den Gott, der im Schlachtendonner spricht und durch den Krieg das Gottesurteil über Wert und Unwert von Nationens pricht.“

(Foerster, S. 48)

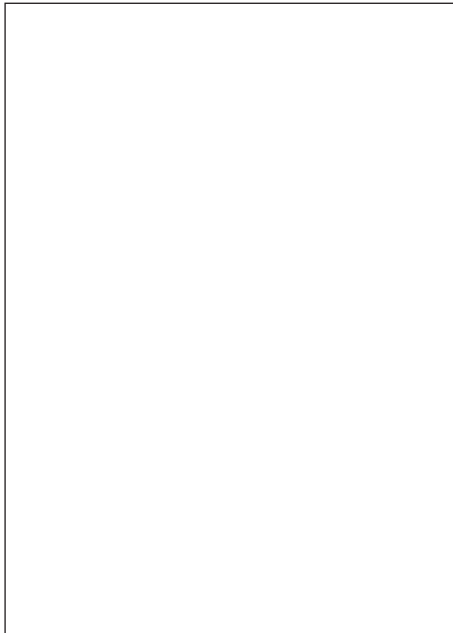
Deutschunterricht

„So ist es eine der ersten Aufgaben, die Kriegsliteratur unserer Zeit in den deutschen Unterricht hineinzuziehen. [...] Das Gedicht wird der Ausdruck der Eigenart und Einzelart (des Volkes), in seinem einmaligen persönlichen Leben spiegelt es das Volks- und Menschheitsleben immer neu. [...] Und wenn sie das allgemein und zeitlos in dem gemeinsamen Zusammenhang mit der Natur vermögen, so tun sie es unmittelbarer, umfassender und leidenschaftlicher in den großen Kämpfen und Kriegen, in denen Individuum und Volk, Gebildeter, Bürger, Bauer und Arbeiter im gleichen heiligen Opferwillen und Opfertod für das gemeinsame Vaterland zusammenwachsen. [...] So bedeutet dieser Krieg für das gesamte geistige Leben, zumal für Kunst und Dichtung eine neue fruchtbare Annäherung, Durchdringung, Vereinigung aller Lebenskräfte unseres Volkes, eine bewusst und freudig begrüßte. [...]“

(Foerster, S. 58)



Kinder leiden Hunger



**Käthe Kollwitz,
Hunger**

Als im August 1914 der Krieg ausbrach, war man allgemein der Meinung, dass der Krieg spätestens an Weihnachten siegreich beendet sein würde. Dies erfüllte sich nicht, und der Krieg forderte mehr Menschen- und Materialverluste als erwartet. Zudem verhinderte die britische Seeblockade die Einfuhr aus neutralen Ländern. Die Folge war, dass wichtige Rohstoffe fehlten und der Mangel durch Ersatzstoffe behoben werden sollte.

Aber auch die deutsche Landwirtschaft traf die Blockade hart. Schon vor dem 1. Weltkrieg war Deutschland längst ein Agrareinfuhrland geworden. Fast ein Viertel des Getreides wurde importiert, außerdem pflanzliche Fette und Öle sowie Kunstdünger und Futtermittel. Die fehlenden Importe konnte die deutsche Landwirtschaft nicht ersetzen. Die Agrarproduktion sank um ein Drittel wegen der fehlenden Arbeitskräfte und Zugtiere und Düngemittel.

Schon im Oktober 1914 wurden daher Höchstpreise für Brotgetreide festgelegt, Brot gab es nur noch auf Marken – wenn es Ware gab. Ab Frühjahr 1915 wurden weitere Nahrungsmittel und Brennstoff rationiert und nur gegen Lebensmittelmarken ausgegeben. Besonders betroffen waren die Städter. 1917 sank die Lebensmittelration auf 1000 Kalorien ab, die Hälfte des täglichen Bedarfs..
(nach: www.Landkreis-bw.de)

Weil die Lebensmittelrationen seit Kriegsbeginn laufend gesenkt wurden, war die Nahrungsmittelversorgung zunächst einigermaßen gesichert. Allerdings brach mit dem Winter 1916/17, dem sog. „Kohlrübenwinter“, die Versorgung weitgehend zusammen. Die Städter versuchten durch Hamsterfahrten an Nahrungsmittel zu kommen.

Aus dem Tagebuch einer Dresdnerin (28. Mai 1917):

„Eine große Rolle im täglichen Leben spielen die Lebensmittelmarken und Bezugsscheine. Seit 1915 gibt es Brot und Milchscheine; dann kamen ab April 1916 die Fleischmarken, auf die es pro Person in der Woche ca. 1 Pfund Fleisch gibt [mit Knochen und Fett; der Verf.]. Butter gibt's in vier Wochen pro Person 3/8 Pfund. Zucker bekommt man für 18 Tage 1 Pfund pro Person. Milch bekommen nur Kinder unter 8 Jahren und Kranke. Reis, Kaffee, Linsen, Erbsen waren überhaupt nicht mehr zu haben. Kartoffeln, Eier und Seife werden nur auf Bezugsscheine verteilt ebenso wie Wäscheseife und Petroleum. Bier ist in den Lokalen nur stundenweise zu erhalten.“ (nach: www.Landkreis-bw.de)

Aus „Kriegskind 1918“

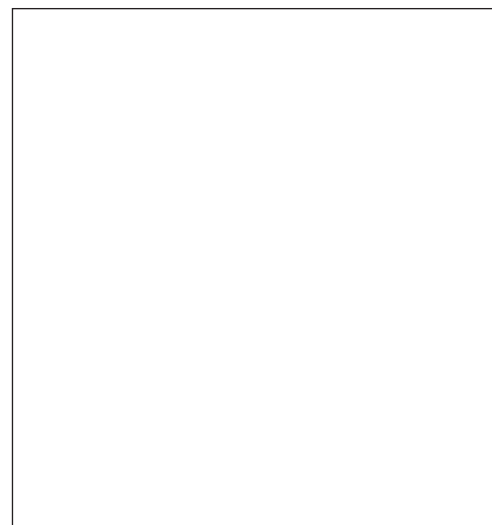
„5.1.1918: Jetzt haben auf einmal fast alle Stadtleute Vetter und Basen auf dem Lande und darum fahren jetzt immer so viele Städter mit der Eisenbahn, so dass sogar die Plattform immer gesteckt voll ist. Die Wagen sind kein bisschen geheizt.“

14.1.1918: In Berlin haben in einer Versammlung dreihundertfünfundzwanzig Kriegsverwundete das Eiserne Kreuz abgelegt, und das ist ein starker Beweis dafür, dass die Unzufriedenheit im Volke um sich greift.“

15.1.1918: Der Herr Doktor war wieder da und sagte, dass Mama die Krisis überstanden hat. Die Entzündung geht zurück und heute möchte sie gerne ein Ei. Ich und Klaus liefen zwei Stunden lang herum, bei allen Bekannten bat ich um ein Ei, bekam aber leider kein einziges Stück.“

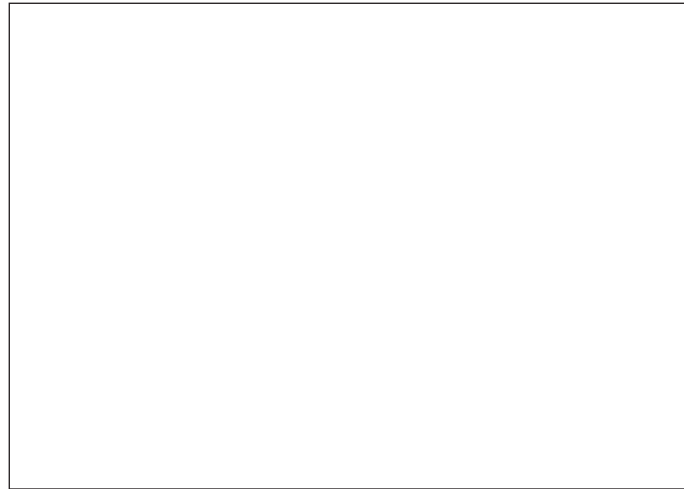
7.4.1918: Das Schwein ist zu einem Fabelwesen geworden. In München gab es zu Ostern kein Fleisch, das vorhandene war für das Militär beschlagnahmt worden.“

(Soltau, S. 5 ff.)



Perfide Propaganda: Das Nationalgefühl im Herzen ist wichtiger als der Braten auf dem Tisch.

Der „Kohlrübenwinter“



Anstehen für Kohlrüben

Preußen erlebte 1916/17 den härtesten Winter seit Kriegsbeginn. Die amtlichen Tagesrationen in der Lebensmittelversorgung betrugen für Erwachsene 270 g Brot, 35 g Fleisch (einschließlich Knochen), 25 g Zucker, 11 g Butter, 1/4 Ei, insgesamt ca. 1000 kcal [das war die Hälfte des Normalbedarfs; der Verf.]. Oft jedoch war in den Geschäften nicht einmal diese Hungerration zu bekommen. Die Milchversorgung brach völlig zusammen, Getreide und vor allem Kartoffeln waren Mangelware. Als Ersatz gab es Kohlrüben, weshalb sich diese Zeit auch als **„Kohlrübenwinter“** einprägte.

Die *„Wrucke“* – so die norddeutsche Bezeichnung für die Kohlrübe – wurde dem Brotteig zugesetzt, aus ihr wurde Marmelade gekocht, getrocknet diente sie als Kaffeeersatz.

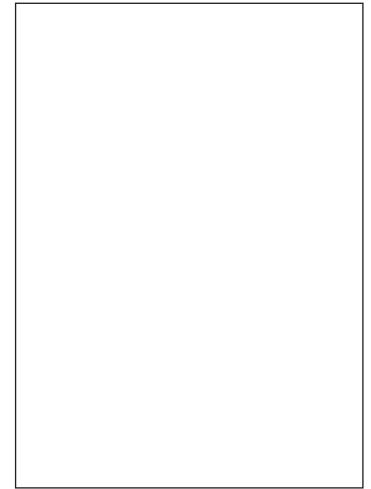
Der **„Hungerwinter“** 1916/17 kam unerwartet und zermürbte die physische Widerstandskraft der Bevölkerung. In den Städten waren die Menschen vom Hunger am stärksten betroffen. Schleichhandel und Wuchergeschäfte blühten. Während *„Kriegsgewinnler“* mit schnell verdientem Geld reich wurden, starben in Deutschland zwischen 1914 und 1918 über 750 000 Menschen an Hunger und Unterernährung, darunter viele Kinder. Früh schon hatten sich nach Kriegsbeginn Probleme in der Nahrungsmittelversorgung aufgetan. 1916 wurde deshalb das Kriegsernährungsamt eingerichtet.

„Es gilt jeden Haushalt in Kriegszustand zu versetzen. Jeder Deutsche, vor allem jede Frau sei Soldat in diesem wirtschaftlichen Krieg; was Todesmut und Tapferkeit vor dem Feind ist, das ist Sparsamkeit und Entsagung daheim“, sagte der preußische Innenminister v. Loebell schon 1915.

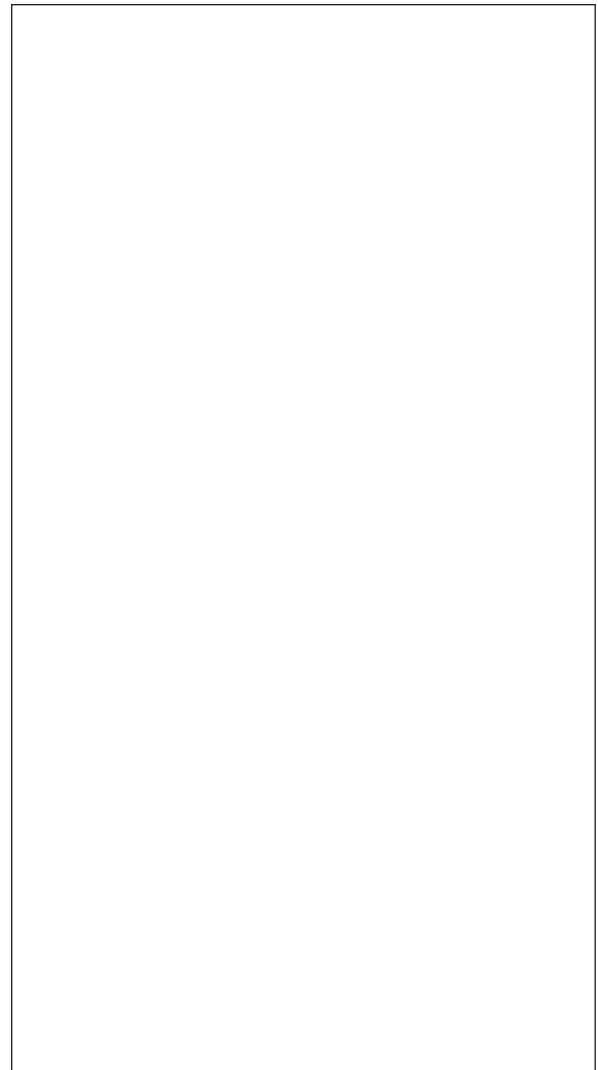
(nach: www.Landkreis-bw.de)

Trotz aller Maßnahmen brach im Winter 1916/17 die Versorgung zusammen, obwohl die Rationen wieder herabgesetzt wurden. Vor allem gab es – auch bedingt durch Missernten – nicht

ausreichend Kartoffeln. Es blieben nur die Kohlrüben, die man den Leuten mit den verschiedensten Rezepten „schmackhaft“ machen wollte. Es wurden fleischlose Tage angeordnet, Vorräte wurden überprüft und gegebenenfalls beschlagnahmt. Da auch das Transportsystem zusammenbrach, fehlte es an Kohlen. Zum Hunger kam die Kälte. Es konnte nicht ausbleiben, dass es vor allem in den größeren Städten zu Hungerunruhen kam.



Beim Kriegsbrot war ein Drittel des Mehls durch Maismehl ersetzt.



Erinnerungen von Walter Koch (1870–1947) aus Dresden, Chef des Sächsischen Landeslebensmittelamtes, an den Kohlrübenwinter:

„An den Leiden der Bevölkerung durch Hunger und Kälte haben meine Familie und ich unser redlich Teil getragen. Es verstand sich von selbst, dass ich als Lebensmitteldiktator mich strengstens an die Rationierungsvorschriften halten musste und mich mit dem Schleichhandel, der fast allen anderen ein wenig nachhelft, in keiner Weise einlassen durfte. Infolgedessen war bis zum Kriegschluss Schmalhans Küchenmeister in meinem Hause. Ich selbst nahm, als die Butter und Schokolade aus dem Handel verschwanden, in kurzer Zeit 15 Kilo an Körpergewicht ab. Aber schlimmer als der Hunger erschien mir die Kälte. Die Zentralheizung des Hauses durfte infolge der Knappheit nachts nicht durchgefeuert werden, so dass meine beste Arbeitszeit, abends von 10 bis 2 Uhr, kalte Zimmer fand. Mit einem kleinen Kannonöfchen suchten wir den Übelstand zu mildern; doch war es schwer, Heizmaterial zu bekommen.

An das Herz griff einem der Anblick meiner Kinder. Ich sehe sie noch, den 15-jährigen Manfred und die 11-jährige Vera, aus der Schule kommen und wortlos in Speisekammer und Büfett nach etwas Essbarem für ihren Hunger suchen. Das Traurigste waren die Kämpfe mit der Frau, die ihre ohnehin schmale Portion den

Kindern zusteckte und ihre Gesundheit damit gefährdete. 5 oder 6 Zentner Kohlrüben haben wir in jenem schlimmen Winter gegessen. Früh Kohlrübensuppe, mittags Koteletts von Kohlrüben, abends Kuchen von Kohlrüben. Und bei alledem waren wir noch viel besser dran als hunderttausende andere, vor allem in den Grenzgebieten.“

(www.dhm.de/lemo/forum/kollektives_gedaechtnis/065/)

Rezeptvorschläge aus dem Kohlrübenkochbuch:

Kohlrübenbrei mit Buttermilch
Kohlrüben mit Eiertunke aus Ei-Ersatz
Kohlrübenkuchen

Im Herbst 1916 ist **Johanna Welz** in Berlin 14 Jahre alt. Sie geht auf eine höhere Handelsschule für Mädchen, wo sie Wirtschaftskorrespondenz und Schreibmaschine lernt und Propagandaaufsätze schreiben muss, zum Beispiel über „Die Frau im Welt-

krieg“: „So wie die Männer auf dem Schlachtfelde für Haus und Herd kämpfen, so kämpft auch die deutsche Frau“, heißt es da, und der Lehrer hat ein „*Sehr gut*“ darunter gesetzt. In der Tat, auch ihre Mutter kämpft in der kleinen Wohnung in der Islandstraße 18 im Arbeiterbezirk Wedding um das Überleben der Familie. Der Vater, königlich-preußischer Lokomotivführer, wurde zu Beginn des Krieges eingezogen und ist jetzt in der Etappe stationiert, in einem „Maschinenamt“ in Aulnoye, im besetzten Nordfrankreich. Damit fällt er als Ernährer aus, und Frau Welz mit ihren drei Kindern erhält außer einer Mietbeihilfe, die direkt an den Hauswirt geht, nur eine Kriegsunterstützung von 50 Mark im Monat. Am schlimmsten ist, dass die Lebensmittel rationiert sind, Folge der britischen Seeblockade und des kriegsbedingten Rückgangs der Agrarerzeugung. Johanna kriegt weniger Fleisch, dafür etwas mehr Brot, die jüngeren Geschwister zusätzlich je einen Liter Milch. Allerdings muss man für alles stundenlang Schlange stehen – Nahrungsmittelpolonaire heißt das –, und wenn man an der Reihe ist, gibt es oft nichts mehr. Außerdem haben sich viele Preise seit 1914 verdreifacht. Die Waren verschwinden einfach auf dem Schwarzen Markt. Hier kann man alles haben – zu Wucherpreisen.

In ihrem Tagebuch, das im Dezember 1916 beginnt, hat Johanna alles aufgeschrieben. Manchmal kriegt ihre Mutter etwas von einer Tante auf dem Lande, vor allem aber schickt der Vater regelmäßig Pakete mit Wurst, Öl und Schinken, auch wenn er sich alles vom Munde abspart und nur trocken Brot und, wie er schreibt, „meistens Kuhfutter“ isst. Schließlich pachtet er in Aulnoye sogar einen kleinen Acker, pflanzt Kartoffeln, Zwiebeln, Bohnen und Rüben und züchtet Kaninchen, um sich und seine Familie zu ernähren. Anfang Dezember 1916 hat er Heimaturlaub und bringt als Geschenk 20 Kilogramm Butter mit, am nächsten Tag folgt eine zentnerschwere Kiste mit Fleisch, Wurst, Käse und Kartoffeln. Johanna schreibt: „Das darf aber um Himmelswillen niemand wissen, dass wir im Besitze so vieler Esswaren sind.“ „Hamstern“ ist in der Tat streng verboten.

Zu essen hat die Familie jetzt auf Monate hinaus, aber sparen muss sie trotzdem. Zu Weihnachten hat die Mutter kein Geld für einen Tannenbaum, und Kerzen gibt es sowieso nicht zu kaufen. Johanna: „Heilig Abend! Bei uns sieht es nicht danach aus. Wenn kein Weihnachtsbaum brennt, ist es doch nicht schön.“ Die Geschenke sind bescheiden: „Eine Zahnbürste, Äpfel, Nüsse und 3 Mark.“ Auch der Vater hat etwas geschickt, 10 Mark und ein Buch, aber er muss in Aulnoye bleiben. „Ich habe manchmal solche große Sehnsucht nach dem Vater!“, schreibt Johanna. „Wenn doch bloß der Krieg zu Ende wäre und er könnte heimkommen.“ Als der Vater einer Freundin an der Ruhr stirbt, kriegt sie Angst und betet: „Lieber lieber Gott, behüte und beschütze mir meinen Vater.“

(www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2005/0115/magazinmagazinmagazin/0177/index.html)

Kinder spüren den Rohstoffmangel

In der Pädagogischen Handreichung „Kriegskind 1918“ lesen wir:

„14.8.1918: Die Metalldenkmäler sollen jetzt zur Einschmelzung kommen und in allen Städten findet eine Musterung statt. Die Sozialdemokraten verlangen, dass in Nürnberg vor allem die Denkmäler am Egidienberg und am Bahnhof (Kaiser Wilhelm und Prinzregent) als ‚k. v.‘ [= kriegsverwendungsfähig; der Verf.] erklärt werden. ‚Heraus mit den Denkmälern!‘ steht in einer Zeitung. Eine andere Zeitung schlägt vor, dass alle Menschen von Fuß bis zum Kopf mit Farben bemalt werden sollen, um Kleider zu sparen. [...]“

„19.9.1918: Kirchenglocken werden neuerdings wieder gemustert, weil man solche noch dringend braucht. Sogar von den Blitzableitern müssen Metallteile abgeliefert werden. Vor den Dieben ist rein gar nichts mehr sicher, nicht einmal die Friedhöfe; dort müssen alle metallenen Kunstwerke sicherheitshalber abmontiert werden. [...]“

„Kupfer war ein äußerst wichtiger Rohstoff für die Kriegsindustrie. Man benötigte es vor allem zur Herstellung von Munition, im Auto- und Flugzeugbau. Da das Deutsche Reich keine nennenswerten Kupfervorkommen hatte, musste es auf die vorhandenen Reserven, zum Beispiel auch auf Kirchenglocken, zurückgreifen. Dieser staatlichen Enteignung fielen im Reichsgebiet über 67 000 Glocken zum Opfer. Aus Bayern gingen 11 482 der 28 744 gemeldeten Glocken zur Einschmelzung. Es dauerte bis in die 60er Jahre, bis die Verluste ausgeglichen waren.

In immer neuen Aufrufen wurde die Bevölkerung ermahnt, Rohstoffe zu sammeln, so auch am 3.8.1918, wo man die Eltern aufforderte, die Kinder Laubstreu sammeln zu lassen.“

Sammelt Bucheckern, Eicheln!

Aluminium, Kupfer, Messing, Nickel, Zinn ist genug im Lande!

Gebt es heraus – das Heer braucht es.

Gold gab ich zur Wehr – Eisen nahm ich zur Ehr’ – Bringt

Euren Goldschmuck den Goldankaufstellen!

Ausgekämmtes Frauenhaar – ein wichtiger Kriegsrohstoff!

Sammelt Obstkerne zur Ölgewinnung!

An Händler und Zuchtvereine. Kaninfelle abliefern! Das Heer braucht sie!

„Großer Mangel herrschte auch an Stoffen. Die Altkleidersammelstellen erbrachten nicht genügend Rohstoffe, so dass Papier als Ersatz dienen musste: Im Ruhrgebiet trugen Kommunionkinder am Weißen Sonntag 1917 einen Anzug aus Papier, dazu Papierschuhe mit Holzsohlen.

Auf vielen öffentlichen Plätzen und in Grünanlagen wurden sogenannte Hindenburgsäulen aufgestellt. Dies waren Holzsäulen, in die jeder gegen Gebühr einen Nagel einschlagen durfte. Der Preis richtete sich nach der Größe des Nagels und dem Material (Messing/Eisen), das Geld floss in die Reichskasse.“

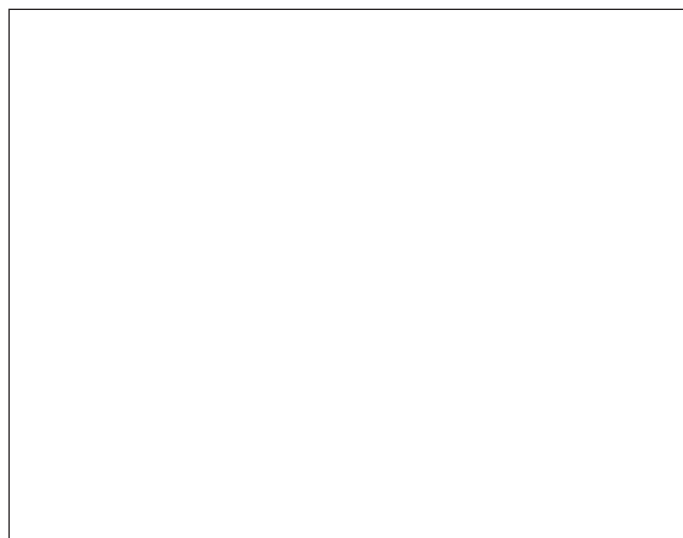
Aufruf zur Sammlung

Kautschukmangel – statt Reifen gefederte Stahlfelgen

Kinder werden vernachlässigt – Auswirkungen des Krieges

„Für deutsche Kinder, die ihre ersten Lebensjahre heil überstanden hatten, bedeutete der Krieg vor allem Vernachlässigung oder Verwahrlosung.“ Damit weist R. Chickering auf eine wichtige Kriegsfolge für Kinder neben Hunger, Mangelkrankheiten, fehlender Hygiene, Auswirkungen der Kampfhandlungen und Einbindung in die Arbeitswelt schon in jungen Jahren hin.

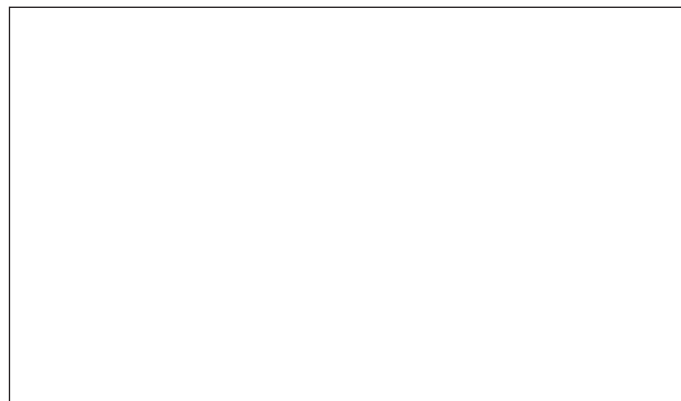
Jeder Krieg nimmt Einfluss auf das Fortpflanzungsverhalten der vom Krieg Betroffenen. So zeigt die folgende Statistik, dass die Zahl der Ehen unter dem Eindruck der Kriegseignisse abnimmt, in der 2. Hälfte des Krieges aber wieder leicht zunimmt, wohl deswegen, weil man im Hinblick auf ein baldiges Kriegsende lebt. Gravierend ist der Rückgang der Geburten mit Beginn des Krieges. Dies ist leicht zu verstehen, da viele Ehepaare nicht wollten, dass ihre Kinder in eine unsichere Zukunft hineingeboren werden.



Eheschließungen und Geburten



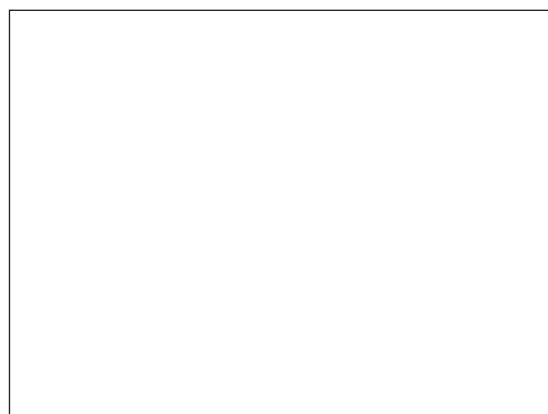
Gravierende Auswirkungen hat der Krieg auf die Kindersterblichkeit. Die Todesfälle nehmen bei den ersten Versorgungskrisen leicht zu. Erschreckend ist der Anstieg ab 1917: Hungerwinter, Grippeepidemien, Tuberkulose, Blutarmut, fehlende Medikamente und mangelnde Hygiene sind die Ursachen. Letztere war durch das Fehlen einer brauchbaren Seife bedingt. Viele Hausfrauen griffen daher zur Selbsthilfe und siedeten Seife aus Knochen.



Kindersterblichkeit

Die Kinder waren damals wie heute durch Schulbesuch und Lehre vom 6. bis zum 14. Lebensjahr in die gesellschaftliche Ordnung eingebunden und beaufsichtigt durch die Familie und Schule/Lehrmeister. Durch den Krieg wurde diese Ordnung teilweise in Frage gestellt. Viele Lehrer wurden eingezogen und konnten nicht ersetzt werden, auch wenn man schon pensionierte Lehrer wieder zu aktivieren versuchte. In der Folge wurden die Ferien ausgedehnt. Die Sommerferien wurden verlängert, es gab Kartoffelferien, Herbstferien und Winterferien wegen Kohlemangels. Natürlich konnten die Schüler in dieser Zeit z. B. zu Erntearbeiten herangezogen werden.

Nicht zu übersehen ist, dass in vielen Familien der Vater oft lange Zeit fehlte und die Erziehung der Kinder von der Mutter allein oder mit Hilfe der Großeltern bewältigt werden musste. Viele der Jugendlichen gingen in Jugendgruppen, oft konfessionell gebunden. Manche schlossen sich auch Wehrsportgruppen an, wo sie unter der Anleitung von ehemaligen Offizieren auf den Waffendienst vorbereitet wurden. Viele versuchten Arbeit in der Fabrik zu bekommen, wo sie schon mit 15 Jahren aufgenommen wurden. Die Folgen dieser „Entwurzelung“ schlagen sich in der Kriminalstatistik nieder. Allerdings ist dazu zu sagen, dass es sich meistens um Eigentumsdelikte kleineren Umfangs handelt.



Kriminalstatistik

(Statistiken nach Chickering, S. 146 ff.)

Zweiter Weltkrieg

Trennung von der Familie

Im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg bedeutete für viele Kinder der Zweite Weltkrieg die zeitweilige oder im schlimmsten Falle endgültige Trennung von der Familie. Von diesem Schicksal waren jüdische Kinder betroffen, die im Rahmen des „Kindertransport“-Programms nach England geschickt wurden, aber auch deutsche und englische Kinder, die vor den Kriegseinsparungen in Sicherheit gebracht werden sollten.

Kindertransport

Nach der Reichspogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 beschloss die britische Regierung, die Einwanderungsquoten für jüdische Kinder bis zu einem Alter von 17 Jahren zu lockern. Eine Bedingung für die Genehmigung der Aktion war, dass keinerlei staatliche Mittel beansprucht wurden. Für jedes Kind war durch in Großbritannien lebende Verwandte oder Hilfsorganisationen eine Garantiesumme von 50 englischen Pfund [nach heutigen Berechnungen ungefähr 1600 Euro; d. Verf.] aufzubringen. Von Ende 1938 bis zum Kriegsbeginn im September 1939 konnten ca. 10 000 jüdische Kinder aus Deutschland, Österreich, Polen und der Tschechoslowakei nach Großbritannien ausreisen. Dabei durften die Kinder nur einen Koffer, eine Tasche und zehn Reichsmark mitnehmen; Spielsachen und Bücher waren verboten, nur eine Fotografie erlaubt. Mitgeführte Wertsachen wurden beschlagnahmt. Den Reisegruppen wurden für die Zugfahrt Blockvisa ausgestellt, und jedes Kind bekam eine Nummer. Um Abschiedsszenen zu unterbinden, wurde Eltern und Angehörigen verboten, bei der Abfahrt der Kinder den Bahnsteig zu betreten. Nur eines von zehn Kindern fand seine Eltern wieder, die Spuren der Eltern von über 9000 Kindertransport-Kindern verlieren sich in Theresienstadt, Auschwitz und anderen Vernichtungslagern.

So berichtet die im Jahr 1938 14-jährige, aus Fürth stammende, **Lorraine Allard**, der es nicht gelungen war, ihre Eltern vor Kriegsbeginn aus Deutschland zu retten, über ihre Gefühle 1945: *„Ich erinnere mich an den Tag des Sieges sehr deutlich. Es war wunderbar, einfach wunderbar. Wir alle tanzten auf dem Piccadilly Circus, und ich, ich dachte, das war's nun. Nächste Woche besuche ich meine Eltern. An etwas anderes hat man nicht gedacht. Unmittelbar darauf ging ich nach Hause und schrieb an beide – ich schrieb zwei Briefe, da ich durch das Rote Kreuz zwei Adressen in Theresienstadt hatte. Die Briefe kamen drei oder vier Monate später zurück – eine lange Zeit. Auf der Rückseite stand: ‚Deportiert nach Auschwitz am 28.X.44.‘ So habe ich es herausgefunden. Es dauerte ungefähr ein Jahr, bis sie die Listen der Leute, die umgekommen waren – oder, wie mein Mann zu Recht sagt, in Auschwitz und den anderen Lagern ermordet worden*

waren – veröffentlichten. Es standen sämtliche Listen zur Verfügung. Zu dieser Zeit lebte und arbeitete ich auf dem Lande. Ich kam nach London, um die Listen im Bloomsbury House einzusehen. Ich denke, ich wusste es bereits wegen der zurückgesandten Briefe, aber dort sah ich es schwarz auf weiß, die Listen hingen an der Wand. Es war kein erster, tiefer Schock, lediglich eine Bestätigung.“

(Harris/Oppenheimer, S. 334–335)

Die Evakuierung deutscher Kinder

Die erweiterte Kinderlandverschickung (KLV)

Die erstmals im 2. Weltkrieg durchgeführte Massen-Evakuierung von Kindern und anderen Zivilpersonen aus den (Groß-)Städten ist eine eigentümliche Erscheinung des modernen, durch den Einsatz der Luftwaffe in großem Umfang geprägten modernen Kriegs. [...] Zu den seinerzeit im Deutschen Reich ergriffenen zivilen Luftschutzmaßnahmen gehörte auch die durch einen „Führerbefehl“ Hitlers vom 27. September 1940 angeordnete „Landverschickung“ der Kinder und Jugendlichen aus den luftkriegsgefährdeten (Groß-)Städten. Sie erhielt die offizielle ebenso verniedlichende wie verschleierte Bezeichnung „Erweiterte Kinderlandverschickung“, kurz KLV genannt. Die laut dem „Führerbefehl“ auf der Basis der Freiwilligkeit durchzuführende Aktion sollte sich bis Kriegsende mit schätzungsweise über 2 bis zu 6 Millionen verschickten Kindern, Jugendlichen und Müttern mit Kleinkindern – genaue Zahlen existieren nicht – zur bisher größten Binnenwanderung der Geschichte ausweiten.

Verordnung: Kinderlandverschickung, 1940

Der Führer hat angeordnet, dass die Jugend aus Gebieten, die immer wieder nächtliche Luftalarme haben, auf der Grundlage der Freiwilligkeit in die übrigen Gebiete des Reiches geschickt wird. Hierbei sollen vor allen Dingen die Kinder aus Laubkolonien und solchen Stadtteilen, die keine ausreichenden Luftschutzkeller besitzen, berücksichtigt werden. Die Unterbringung erfolgt, soweit wie möglich, schul- bzw. klassenweise. Die Lehrkräfte der Heimatschulen werden zu einem erheblichen Teil bei der Unterbringungsaktion mit eingesetzt und sorgen für eine Aufnahme des Schulunterrichts in ausreichendem Maße in dem Unterbringungsort.

Die Unterbringung erfolgt in Jugendherbergen, Gaststätten und anderen geeigneten Räumen. Sind derartige Räumlichkeiten zur Zeit als Hilfslazarett oder andere Zwecke belegt, so können sie, wenn nicht ganz besondere Gründe im Einzelfall vorliegen, ebenfalls für diese Aktion in Anspruch genommen werden.

Mit der Durchführung dieser Maßnahme hat der Führer Reichsleiter Baldur von Schirach beauftragt, zu dessen Unterstützung insbesondere die NSV [Nationalsozialistische Volkswohlfahrt; d. Verf.], die Hitler-Jugend und der NS-Lehrerbund tätig sein werden.

Die NSV übernimmt die Verschickung der vorschulpflichtigen Kinder und der Kinder der ersten vier Schulklassen. Die Hitler-Jugend übernimmt die Unterbringung der Kinder vom fünften Schuljahr an. Die Unterbringungsaktion beginnt am Donnerstag, dem 3. Oktober 1940. Für die Aufnahme der Großstadtjugend kommen folgende Gaue in Frage: Bayrische Ostmark, Mark Brandenburg, Oberdonau, Sachsen, Schlesien, Sudetenland, Thüringen, Wartheland, Ostland.

Weitere Weisungen für die Landverschickung der Großstadtjugend werden vom Reichsleiter Baldur von Schirach herausgegeben. Bei der Durchführung dieser Maßnahme ist engste Zusammenarbeit der beteiligten Organisationen erforderlich. Für ein reibungsloses Zusammenarbeiten sind die Gauleiter verantwortlich. Die Gauleiter haben ferner eine einheitliche Werbung und Propaganda bei den Eltern zwecks freiwilliger Meldung der Kinder für die Landverschickung durchzuführen. Der Entwurf eines Schreibens der örtlichen Hoheitsträger der Partei an die Erziehungsberechtigten wird in Kürze den Gauleitern, aus deren Gebiet die Landesverschickung von luftgefährdeter Großstadtjugend erfolgt, zur Verteilung in den Schulen übersandt. Eine öffentliche Propaganda, insbesondere durch die Presse, hat nicht zu erfolgen. Beim Eintreffen der Jugendtransporte kann in der örtlichen Presse des Empfangsortes hierüber kurz berichtet werden. Nach einer Anordnung des Führers ist jedoch hierbei nicht von einer Evakuierung, sondern lediglich von einer Landverschickung der Großstadtjugend zu sprechen. Rückfragen sind an Reichsleiter von Schirach zu richten.“

(Rundschreiben des Reichsleiters M. Bormann an die obersten Reichsbehörden und Parteidienststellen vom 27. September 1940; Wiedergabe nach Dabel, S. 7)

Drei Gruppen und zwei Phasen

Bei den von der KLV erfassten Personen unterschied man von Anfang an drei Gruppen:

1. Mütter mit Kleinkindern, die vornehmlich auf dem Land bei Familien Unterkunft fanden;
2. Kinder bis zu zehn Jahren, die ausschließlich in sog. Pflegefamilien gegeben wurden und die Schule am Aufnahmeort besuchten; und
3. Jugendliche ab zehn Jahren bis zum jeweiligen Schulabschluss, die möglichst klassen- oder schulweise verschickt und grundsätzlich in (geschlossenen) KLV-Lagern untergebracht und dort auch von den mitverschickten Lehrkräften ihrer Heimatschule bzw. ihres Heimortes unterrichtet werden sollten.

Für den Transport aller drei KLV-Gruppen sowie außerdem für die Unterbringung der vorschulpflichtigen Kinder und der Kinder der ersten vier Schuljahre in den Pflegefamilien war die NS-Volkswohlfahrt zuständig; um die Unterbringung der Kinder vom fünften Schuljahr an kümmerte sich dagegen die Hitlerjugend.

Die KLV-Aktion im Zweiten Weltkrieg weist jedoch zwei zu unterscheidende Phasen auf. In der ersten, von Anfang 1941 bis zum Frühjahr/Sommer 1943 reichenden Phase, erfolgte die Teilnahme an der KLV nicht nur in der Theorie, sondern weitgehend auch in der Praxis aufgrund freiwilliger Meldung. Das änderte sich in der zweiten Phase ab dem Frühjahr/Sommer 1943, als man in großem Umfang in besonders luftkriegsgefährdeten Städten sämtliche allgemeinbildenden Schulen schloss und im Zusammenhang mit der KLV in „luftkriegssichere“ Aufnahme-Gaue evakuierte. Die Freiwilligkeit der Teilnahme an der KLV war in den betroffenen Städten nunmehr aber weitgehend theoretischer Natur.

Abgesehen von dem ausgeübten vielfältigen direkten und indirekten massiven Druck durch Behörden und Parteidienststellen hatten die Eltern auch kaum eine echte Wahl. Wer keine Möglichkeit besaß, seine Kinder auswärts bei Verwandten oder Bekannten in einer nicht luftkriegsgefährdeten Gegend unterzubringen, musste sie, wenn er sich nicht des Verstoßes gegen die nach wie vor bestehende gesetzliche Schulpflicht schuldig machen oder seinen Kindern die Fortsetzung ihrer Schulbildung verwehren wollte, zwangsläufig mit ihrer Schule in die KLV fahren lassen. Man sprach daher in der Bevölkerung seinerzeit sarkastisch auch von der „freiwilligen Zwangsverschickung“ bzw. von der „Kinderlandverschleppung“.

Andererseits hat aber vor allem in der Anfangszeit die intensive KLV-Werbung, die insbesondere den Erholungs- und Urlaubscharakter der Maßnahme herausstellte, viele Eltern trotz grundsätzlicher Bedenken bewogen, ihre Kinder mitzuschicken. Immerhin wurde den Kindern auf diese Weise ein (kostenloser) Aufenthalt in landschaftlich schönen Gegenden ermöglicht, bei denen es sich vielfach sogar um ausgesprochene Urlaubsgebiete und nicht selten sogar um bekannte Kur- und Erholungsorte handelte, was ansonsten für die meisten Familien außerhalb ihrer finanziellen Möglichkeiten lag.

Elternwiderstand

Doch ist die (erweiterte) Kinderlandverschickung im Zweiten Weltkrieg bis Kriegsende eine bei der Bevölkerung insgesamt unpopuläre Maßnahme gewesen. Während die Evakuierung von Kleinkindern mit ihren Müttern und auch diejenige der bis zu zehn Jahren alten Kinder aus den luftkriegsbedrohten Städten noch weitgehend als sinnvoll hingenommen wurde, gab es einen zum Teil sehr starken Widerstand der Eltern gegen die Lagerverschickung der größeren Kinder und insbesondere gegen die (Zwangs-)Verschickung im Rahmen der allgemeinen Schulverlegung.

Dieser Elternwiderstand hatte verschiedene Gründe: weltanschauliche Abneigung gegen Maßnahmen des NS-Regimes insgesamt sowie Befürchtungen wegen einer a- bzw. antireligiösen

Erziehung, Sorge um die ordnungsgemäße Fortführung des Schulunterrichts bzw. der Schulausbildung und nicht zuletzt die enge gefühlsmäßige Bindung vor allem der mit ihren Kindern allein gelassenen Mütter, deren Ehemänner zu dieser Zeit ja meistens eingezogen waren.

Wie die Vorgänge z. B. in verschiedenen Ruhrgebietsstädten bezeugen, ist es offenbar nirgendwo gelungen, alle Schulkinder aus einer geräumten Stadt herauszubekommen. In Bochum z. B., immerhin die Gauhauptstadt des NS-Gaus Westfalen-Süd, sind nach der Durchführung der Schulevakuierung im Sommer 1943 und trotz massiven Drucks der Behörden und auch ungeachtet der Tatsache, dass nach der Schulverlegung in den betreffenden Städten auf Grund eines Erlasses des Reichserziehungsministers kein Schulunterricht mehr stattfand, rd. 6000 Schulkinder bis zum Kriegsende von ihren Eltern zu Hause behalten worden.

KLV-Erfahrung

Andererseits sind durch die KLV aber auch Hunderttausende von Kindern und Jugendlichen aus den von immer häufigeren Luftalarmen und immer schwereren Bombenangriffen heimgesuchten deutschen Städten herausgebracht und in den zugewiesenen vielfach ländlichen Aufnahmegebieten zumeist bis Kriegsende vor größeren physischen und psychischen Schäden und nicht zuletzt vor dem Bombentod bewahrt worden. Allerdings gab es in der KLV auch das Heimweh- und das Bettnässerproblem, Unterbringungs- und Versorgungsmängel, lieblose Aufnahme in der „Pflegefamilie“, brutale Behandlung und Vernachlässigung durch Lehrpersonen sowie Schikanen der HJ-Lagermannschaftsführer bzw. BDM-Lagermädführerinnen.



Ein NS-Propaganda-plakat für die Kinderlandverschickung

Doch Einzelerlebnisse dürfen nicht verallgemeinert werden, zumal generalisierende Aussagen über die Lagerwirklichkeit und KLV-Erfahrung insgesamt nur mit großem Vorbehalt gemacht werden können. Es gab in den KLV-Lagern nämlich alles: Lehrpersonen, die üble indoktrinierende Nazis waren, ebenso wie väterlich bzw. mütterlich besorgte unpolitische Lehrer und Lehrerinnen, tyrannische Lagermannschaftsführer bzw. Lagermädführerinnen ebenso wie solche, die sich kameradschaftlich den ihnen unterstellten Jungen und Mädchen gegenüber verhielten, ein von Brutalisierung und roher Gewalt beherrschtes Gruppenleben ebenso wie ein solches, in dem Kameradschaft und menschliches Verständnis herrschten. Viele der damals Verschieden haben unter Berücksichtigung der seinerzeit herrschenden Umstände nach ihrem eigenen Bekunden doch überwiegend positive Erfahrungen gemacht.

Eine ganz entscheidende Rolle hat dabei auch das – von Ausnahmen abgesehen – pädagogisch verantwortungsvolle Handeln der Lehrpersonen in den KLV-Lagern gespielt. Diesen Lehrerinnen und Lehrern ist es vor allem zu verdanken, dass insbesondere auch die vom Regime beabsichtigte totale NS-ideologische Vereinnahmung der Kinder in der KLV nicht verwirklicht wurde. Denn die Schutzabsicht und die Schutzwirkung der KLV rückte erst im Verlauf des Kriegs und als Folge des immer verheerender werdenden strategischen Luftkriegs der Alliierten gegen das Deutsche Reich in den Vordergrund. Doch darf man bei einer Beurteilung der KLV-Aktion im Zweiten Weltkrieg auch nicht übersehen, dass der Krieg, vor dessen Auswirkungen das Regime die Kinder zu schützen suchte, von ihm selbst entfesselt worden war.

(Sollbach, Gerhard E.: *Der große Abschied. Die erweiterte Kinderlandverschickung [KLV]*, in: *historicum.net*, URL: http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/1796)

Nicht alle Erfahrungen waren positiv, wurden aber in den offiziellen Berichten, Lagerzeitungen oder zensierten Lagertagbüchern und Briefen selbstverständlich totgeschwiegen.

Hans Bayer aus Wilhelmshaven berichtet von seinem KLV-Lager im Generalgouvernement/Polen:

„Der Lagerleiter der KLV-Lager ‚Haus Bismarck‘ und ‚Haus Nordsee‘ in Krynica brauchte sich um das leibliche Wohl seiner 13-jährigen Jungen nicht zu sorgen, denn für den Schüler Heinrich Siemens, untergebracht im ‚Haus Nordsee‘, trafen aus der elterlichen Bäckerei in Rüstersiel regelmäßig 12 Pfund schwere Schwarzbrote ein, die im Lager gerecht verteilt wurden. Weniger gerecht ging es bei der Verteilung der Lagerverpflegung zu.“

Eines Tages stellten zwei Kameraden und ich bei der Anlieferung von Lebensmitteln fest, dass diese nicht in die Lager transportiert wurden, sondern vor unseren Augen verschwanden. Wir meldeten diesen Vorfall und beschwerten uns bei der Lagerleitung,

aber ohne Erfolg. Arg enttäuscht über den Verstoß gegen die Wirtschaftsbestimmungen und von Heimweh geplagt, beschlossen wir drei deshalb, nach Wilhelmshaven zurückzukehren. Mit kleinem Gepäck verließen wir nachts heimlich unser Lager in Krynica. Eine lange Wegstrecke lag vor uns. Die Sonne und die Sterne am Himmel waren unsere Wegweiser. Nacht für Nacht marschierten wir, ohne Ortskenntnisse, durch die polnischen Dörfer. Tagsüber versteckten wir uns in Heuschobern, wobei wir von polnischen Bauern freundlich bewirtet und mit Marschverpflegung versorgt wurden. Nach einer Woche erreichten wir Radom. Dort entdeckten uns polnische Hilfstruppen, die uns erst einmal einsperrten. Doch uns gelang die Flucht. Nach einem 14-tägigen Marsch kamen wir in Breslau an. Hier fanden wir nach langem Suchen die Verwandten meines Kameraden, die uns Fahrkarten kauften und in den Zug nach Wilhelmshaven setzten. Unsere Eltern, inzwischen von unserer abenteuerlichen Flucht in Kenntnis gesetzt, freuten sich über unsere gesunde Heimkehr.“

(Schlegel, S. 471)

Herbert Kühl (Jahrgang: 1932) beschreibt seine KLV-Erfahrungen und das Kriegsende:

„Am 23. Dezember 1943 kam ich allein vom KLV-Lager Bredebro/Dänemark, wohin ich von meiner Volksschule Schottmüllerstraße in der 4. Klasse geschickt worden war, zurück nach Hamburg. Schon kurze Zeit später fuhren wir, die 5. Klasse (Sexta) der Oberschule Eppendorf, mit mehr als 30 Schülern im Alter von 11–12 Jahren in etwa 24 Stunden und mit mehrfachem Umsteigen nach Neuern (heute Nyrsko), das im damaligen ‚Reichsgebiet Böhmen und Mähren‘ lag. Das Schrecklichste, von mir nie zu vergessen, war dann der nächtliche Weg von uns übermüdeten Kindern auf einem steilen Waldweg mit Gepäck, bei Regen und fast eine Stunde vom Bahnhof Neuern nach Dörrstein.“

Bis zum Herbst 1944 war der Aufenthalt, trotz häufig auftretenden Heimwehs, in unserer Holz-Pension auf dem Berg gut zu ertragen. Das lag in erster Linie daran, dass unser Lehrer und Lagerleiter, Herr Krönke, eine sehr positive Persönlichkeit war. Er wurde von allen Schülern mehr als geachtet. Er hatte seine Frau Anni dabei, die uns Kindern bei Kummer immer mit Takt und Liebe half, ja, oft die Mutterstelle vertrat. Dazu gab es einen 17-jährigen Lagermannschaftsführer (LaMaFü) von der Marine-HJ, ich glaube er hieß Schulz. Dieser erfüllte einerseits zwar seine politischen Aufgaben, andererseits hatte er auch ein großes Talent für ein gedeihliches Zusammenwirken mit uns Jungen und auch mit Herrn Krönke.

Das änderte sich im Spätherbst 1944: Das Ehepaar Krönke verließ uns, ebenso unser LaMaFü. Als neuer Lagerleiter und Lehrer kam Dr. Kopperschmidt, der nicht nur zunehmend Schwierigkeiten mit uns Jungen hatte, weil er einfach zu wenig souverän war und auch keine Autorität besaß. Auch der neue LaMaFü, dessen Namen ich nicht mehr erinnern kann, konnte seinen Vorgän-

ger nicht annähernd ersetzen. Dazu kam auch noch, dass wir immer weniger von unseren Familien in Hamburg hörten, irgendwann ab Dezember 1944 hörten wir gar nichts mehr von ihnen.

Sehr schlimm wurde es dann im April/Mai 1945, als die Front uns überrollte und aus dem ‚Reichsgebiet Böhmen und Mähren‘ die Tschechoslowakei wurde. Uns Kindern wurde zwar nichts angetan – weder oben auf dem Berg noch wenn wir ganz selten nach Neuern kamen – wir standen ja unter dem Schutz der Amerikaner. Aber wir haben Menschen an Masten aufgehängt gesehen und von schrecklichen Ausschreitungen gehört.

Monatelang ohne Nachrichten aus Hamburg, die Ungewissheit, was aus uns werden sollte und die Frage, wie lange der Schutz der Amerikaner noch dauern würde. Die Stimmung unter uns Jungen wurde immer schlechter, zumal Dr. Kopperschmidt nicht in der Lage war, uns zu führen oder auch zu überzeugen. So riefen einige ‚Sprecher‘ von uns, Jungen, die von den anderen anerkannt wurden, die Gruppe Anfang Juni 1945 zu einer Beratung in den Wald. Es ging darum, was nun zu tun sei. Die Mehrheit von uns, etwa 20 der 30, beschloss zu versuchen, sich in kleinen Gruppen nach Hamburg durchzuschlagen. So bildeten sich vier Gruppen mit jeweils vier bis fünf Jungen. Wir waren uns einig darüber, Dr. Kopperschmidt nicht in unseren Plan einzuweißen.

Am 10. Juni 1945, einem Tag, an dem wir schulfrei hatten, packten wir in der Nacht unser Gepäck. Jeder durfte nur seinen Ränzel mitnehmen. Das Gepäck versteckten wir noch in der Nacht im Wald. Nach dem Frühstück begaben wir uns dann möglichst unauffällig zu diesen Verstecken und marschierten danach gruppenweise und auf unterschiedlichen Wegen los. Alle Gruppen erreichten völlig unbeschadet Hamburg, die erste Gruppe benötigte für den Weg sieben Tage, meine Gruppe war nach neun Tagen am Ziel, die letzten erreichten Hamburg nach drei Wochen. Ich kann mich noch genau daran erinnern, dass unsere Gruppe beim Überschreiten der Grenze nach Deutschland beschossen wurde. Ob das gezielt war, weiß ich nicht, getroffen wurden wir gottlob nicht. Weitgehend mussten wir marschieren, gelegentlich nahmen uns aber auch Jeeps der Amerikaner mit. [...]“

([http://www.hegemalige.de/.../](http://www.hegemalige.de/.../So_erlebte_ich_das_Ende_der_Kinderlandverschickung.pdf)

So_erlebte_ich_das_Ende_der_Kinderlandverschickung.pdf)

Die Evakuierung britischer Kinder

Aufgrund der Erfahrungen von Bombenangriffen auf englische Städte im 1. Weltkrieg hatte die britische Regierung bereits frühzeitig Evakuierungsprogramme für Mütter mit Kleinkindern und Schulkinder aus bombengefährdeten Städten ausgearbeitet. Die meisten Kinder wurden mit ihren Schulen in ländliche Gebiete geschickt, wo sie von Familien aufgenommen wurden. Es gab

aber auch Kinder, die in britische Überseegebiete evakuiert wurden, sog. „seavacuees“.



Ähnlich wie in Deutschland stießen die Evakuierungspläne auf Vorbehalte der Eltern. Dieses Plakat appelliert an die Mütter, an die Sicherheit und Gesundheit ihrer Kinder zu denken.

Traurige Berühmtheit erlangte der Tod von über 70 Kindern, nachdem ihr Schiff, die *City of Benares*, von einem deutschen U-Boot torpediert worden war. Zu den Passagieren gehörte auch eine Gruppe von 90 Kindern, die im Rahmen des Children's Overseas Reception Board (CORB) nach Kanada geschickt wurden. CORB war ein im Juni 1940 von der britischen Regierung initiiertes Programm, das Kinder während des Kriegs ins sichere Ausland evakuieren sollte. Bis zur Versenkung der *City of Benares* waren bereits über 2600 britische Kinder nach Kanada, Australien, Südafrika und Neuseeland gebracht worden. Die Kinder wurden von einer 10-köpfigen Gruppe von Lehrerinnen, Krankenschwestern und einem Geistlichen begleitet, die von Marjorie Day, der Leiterin der Wycombe Abbey School, einer Privatschule in High Wycombe, angeführt wurde.

30 Minuten nach dem Angriff ging die *City of Benares* mit dem Heck voran auf der Position 56.48N/21.15W unter. 248 Menschen kamen bei dem Untergang ums Leben (121 Besatzungsmitglieder, die 6 Eskortemitglieder und 121 Passagiere). Von den 90 Kindern des Rettungsprogramms starben 77, 158 Menschen überlebten (88 Besatzungsmitglieder und 70 Passagiere, darunter 13 Kinder). Der Untergang der *City of Benares* sorgte dafür, dass das Rettungsprogramm des Children's Overseas Reception Board eingestellt wurde. Einen weiteren Fall wie den der *City of Benares* wollte die britische Regierung nicht verantworten.

Die zwölfjährige **Bess Walder**, die sich mit ihrem kleinen Bruder an Bord befand, beschreibt in einem Brief ihre Erlebnisse:

„Ungefähr um 11.30 Uhr in der Nacht wurden wir durch eine Explosion im Maschinenraum [...] buchstäblich aus den Betten

geworfen. Darauf folgten lautere und furchterregende Detonationen. Ich sprang auf und zog meinen Morgenrock an, und tastete nach meiner Schwimmweste (da wir völlig im Dunkeln waren, weil die Lichter aus waren) und griff nach meinem Regenmantel. Dann fischte ich nach den anderen beiden, die in meiner Kabine waren, bekam ihre Rettungswesten zu fassen und brachte ein kleines Mädchen auf das Bootsdeck. Dann ging ich zurück, um das andere kleine Mädchen, Ailsa, zu holen. Ich entdeckte, dass unser Schrank die Kabinentür blockiert hatte. Ich griff irgendetwas, (bis heute weiß ich nicht was) und hackte auf die Schranktür. Ich schaffte es, mich durch ein Loch in unsere Kabine zu quetschen; ich bemerkte, dass Ailsa über etwas gefallen war und am Verbluten war. Ich wickelte sie in meinen Mantel, den ich nicht anhatte, und versuchte sie rauszubringen. Die Kabine füllte sich schnell mit Wasser und ich bemerkte zu meinem Schrecken, dass ich nicht am Schrank vorbei kam. [Einer der begleitenden Erwachsenen hörte die verzweifelten Schreie und half den Mädchen heraus; d. Verf.]

Als wir den Gang entlang liefen, brach die Treppe zum Bootsdeck zusammen, und wir mussten zurückrennen und die andere Treppe zum uns zugewiesenen Rettungsboot benutzen, nur um herauszufinden, dass es komplett zerstört war. Zu diesem Zeitpunkt war Ailsa ohnmächtig und bereits dem Tod nahe. Aber sie war so ein tapferes kleines Mädchen bis zum Ende, das gnädigerweise kam, als sie bewusstlos war. Die Eskorte senkte sie ins Meer herab und sprach ein Gebet für sie, und schubste mich in ein anderes Rettungsboot, das gerade herab gelassen wurde.

[Das überfüllte Rettungsboot lief schnell voll Wasser und kenterte schließlich, wobei die übrigen 20 Passagiere in den Atlantik gespült wurden; d. Verf.]

Ich entschloss mich nach dem Boot zu schwimmen. Es war über-raschend, wie stark ich mich fühlte, als ich gegen die Wellen anschwamm. Ich nehme an, ich wusste, dass mein Überleben von mir selbst abhing. Ich schwamm, bis ich das kieloben treibende Rettungsboot erreichte. Als ich versuchte, hinauf zu kriechen, merkte ich, dass ich meinen Knöchel verstaucht hatte, deswegen musste ich meine Arme und nur ein Bein benutzen. Als ich wieder zu Atem gekommen war, sah ich meine Kameradin Beth Cummings, die auch versuchte hinauf zu gelangen. Ich hielt ihr eine Hand hin und hielt mich mit der anderen fest. So gelang es mir, sie auf das Boot zu ziehen, wo wir uns mit aller Kraft am Kiel festklammerten.

[Vier Stunden später wurden die Mädchen von einem britischen Zerstörer aufgenommen; d. Verf.] *Ich sah meinen Bruder auf dem Zerstörer. Er war später aufgenommen worden. Ich war so erleichtert, da ich mich schon gefragt hatte, was ich Mutter erzählen sollte, falls er verloren gewesen wäre.“*

(Goodall, S. 81–82; Übers. C. Paschen)

„Abends wenn wir essen fehlt uns immer einer“

Väter und Kinder müssen Abschied nehmen

Im 2. Weltkrieg rückten Väter ein, sie kamen auf Urlaub, sie fuhren zurück an die Front. Kriegskinder verbanden mit ihren Vätern vor allem Abschiede. Meist ließen sie Kinder zurück, die ihre Väter sehnlichst vermissten, ganz egal, was diese auf den Schlachtfeldern im Osten oder in besetzten Gebieten taten. Danach fragte man nicht mit zehn oder zwölf Jahren. Und schon gar nicht mit vier.

Die Erinnerung an den Vater war sehr zwiespältig. Da war zum einen die Erinnerung an den Abschied und das Gefühl des Zurückgelassenwerdens, da waren die Tränen und die Angst der Mutter, aber auch die Freude über den Vater, wenn er wieder zurückkam. Viele Kinder waren aber auch erschrocken, als plötzlich ein Mann in Uniform durch die Türe kam. Denn die Uniform begleitete den Vater, ob zur Taufe in der Kirche oder bei der sonntäglichen Radtour. Als Dreijährige, so hat man **Johanna Kleemann** aus Hamburg später erzählt, sei sie in Tränen ausgebrochen, weil der Mann in Uniform, der plötzlich im Zimmer stand, sie so erschreckt habe. „Einmal hat mich mein Vater aus dem Kindergarten abgeholt. Er trug seine Uniform“, erinnerte sich **Hans Moritz**. Vier Jahre alt mag er damals gewesen sein. Mit den genagelten Schuhen ist der Uniformierte auf der Treppe weggerutscht. „Hei, das hat vielleicht Funken geschlagen!“ Mit dem Knall von Metall auf Stein, dem harten Schritt schwerer Stiefel, dem martialischen Klang eines nicht fürs Zivilleben gedachten Schuhwerks haben sich viele Väter im Gedächtnis ihrer Kinder verewigt.

Für **Helmut Sandner** brach in den letzten Augusttagen 1939 eine heile Welt zusammen, als der Ortsgruppenleiter den Gestellungsbefehl brachte. Unterschiedliche Gedanken gingen ihm und dem Vater durch den Kopf. Der Vater hatte nur ein einziges Köfferchen gepackt. An ihm hielt er sich krampfhaft fest auf dem anderthalbstündigen Fußmarsch zur Sammelstelle. Was Krieg bedeutete, das wusste er nur zu genau, denn er hatte den 1. Weltkrieg bereits an der Front erlebt. Für Helmut verschwand an diesem Augustmorgen der Mann, mit dem er fast jeden Tag seines Lebens zugebracht hatte, der ihm die Welt erklärte, der seine Neugierde zu bändigen und zu lenken wusste. Der Vater würde monate-, ja jahrelang fort sein, für Helmut unvorstellbar. Doch Helmut hatte Glück, sein Vater kam 1945 unversehrt aus dem Krieg zurück.

Nicht so viel Glück hatte **Konrad Hartz**. Als Dreijähriger bekam er 1941 von seinem Vater einen Feldpostbrief, den die Großmutter ihm allerdings erst viel später aushändigte. Doch seitdem hat er ihn nie mehr vergessen, nie mehr hergegeben. Dieser Brief wurde oft auf- und wieder zugefaltet. Konrad hütet diese vier linierten, in Sütterlin beschriebenen Seiten wie einen Schatz. Sein Vater richtete diese Zeilen am Tag vor dem Angriff der Wehr-

macht auf die Sowjetunion an seinen Sohn. So konnte der Soldat, der wohl seinen Tod ahnte, seinem Sohn wenigstens ein Vermächtnis aus Worten hinterlassen:

„Mein lieber Junge! Das ist vielleicht das erste und letzte Mal, dass ich an dich schreibe und wenn du alles dies verstehst, was ich dir sage, scheint die Sonne, die eben ihr Licht voll in mein Gesicht strahlt, über mein Grab. Es ist 3.05 Uhr eines Nachmittags am 21. Juni 1941 in einem Wald acht Kilometer vom Bug. Mein liebes Kind! Ich hätte gerne das alles durch mein Leben in Deine Seele gesenkt und als Dein bester Freund geholfen. Dass es darin Wurzeln schlage und wachse und Du in seiner Hut in der Unsicherheit des Lebens einen Halt habest. Aber es soll wohl nicht sein. Morgen in der Früh um 3.15 Uhr wird der große Krieg aller Kriege seinen Anfang nehmen, der mein Leben mitten in seiner Blüte stürzen kann. [...]“

Da dein Mütterlein dich und mich gar zu früh verlassen [sie war ein Jahr zuvor an den Folgen einer Mandeloperation gestorben; d. Verf.], so liegen mir manche Sorgen um Dich näher an mein Herz. Ich kenn einen Menschen, den ich bitten werde, dir in deinem schweren Leben Deinen Fuß auf festem Boden zu halten. [...]“

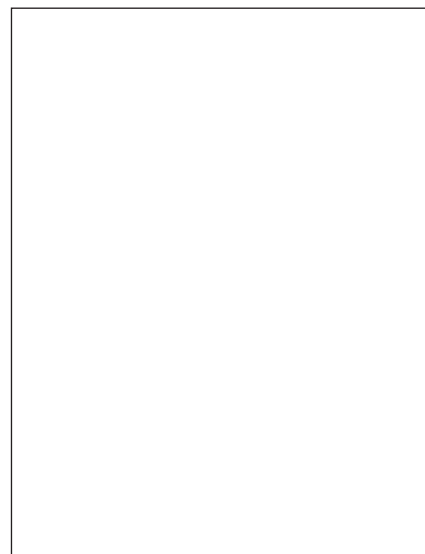
Verspote niemanden, weil du dadurch nur dich selbst beschimpfst. All dein Wissen steige in dein Herz. Nur was du fühlst hast du gelernt. [...] O mein Kind, mein Kind! [...]“

Zum Ende, mein Konrad, sei froh und harmlos! Du kannst nichts wenden, kein Gram, keine Sorge ändert dein Schicksal, allein deine Heiterkeit schafft dir auch in misslichen Lagen Halt. Wisse, du hast kein Ziel als dich.

Dein Vater“

Konrad Hartz kann sich weniger an die Eltern erinnern als an all die Momente trostloser Angst, in denen er die Abwesenheit der Eltern als körperlichen Schmerz spürte.

(nach: Lorenz, S. 35 ff.)



Vater und seine Kinder beim Heimaturlaub

Väter und Kinder schreiben sich Briefe

Feldpostbriefe waren meist die einzige Möglichkeit, das Band zwischen Vater und Kind aufrechtzuerhalten. Die Kinder versuchten (unbewusst), den Vater an den Alltäglichkeiten des Lebens zu Hause teilhaben zu lassen. Sie schrieben Geschichten von der Schule, der Freizeit, von wichtigen Tagen wie Geburtstag und Weihnachten, aber auch von Schwerem, wie Bombenalarm und Luftschutzkeller. Immer jedoch klang die Sehnsucht nach dem Vater durch und bei den Älteren auch die Angst um die Gesundheit und das Leben des geliebten Vaters. Trotzdem versuchten die Kinder immer wieder den Vater durch lustige Geschichten aufzuheitern. Aber auch die eigene Angst und vor allem die der Mutter, wenn keine Briefe kamen, sind Bestandteil vieler Feldpostbriefe. Die Väter versuchten auch aus der Ferne ihre Erziehungsaufgabe wahrzunehmen. Sie zeigten Interesse an der Schule, den Noten, aber auch an Freizeiterlebnissen und gaben immer wieder der Hoffnung Ausdruck, bald ganz bei der Familie zu sein. Auch sie schrieben von der Front, aber nur wenig von den Gefahren, denen sie ausgesetzt waren, denn sie wollten die Familie zu Hause nicht ängstigen.

In ihrem Buch „Abends wenn wir essen fehlt uns immer einer“ stellen Herta Lange und Benedikt Burkard 11 Briefwechsel zwischen Kindern und Vätern aus den Jahren 1939–1945 dar. Die folgenden Beispiele sind diesem Buch entnommen.

Edith, Jahrgang 1932, schreibt im Frühjahr 1943 an ihren Vater: „[...] Abends wenn wir essen fehlt uns immer einer. Das bist Du. Ich mach dann immer als ob Du da sitzt und dann sag ich immer: ‚Vati, machst du mich noch ein Bütterchen. Dann muss die Mutti aber lachen.‘ [...]“

(Lange/Burkard, S. 189)

Detlef, Jahrgang 1929, schreibt im November 1944 an seinen Vater: „[...] Ich will dir jetzt einige Neuigkeiten von hier berichten. Seit Samstag bin ich sehr erkältet und fehlte deshalb in der Schule. Mit der Schule, das ist überhaupt so eine Geschichte. Die Volksschulen werden für 4 Monate geschlossen. Die Schüler müssen zweimal in der Woche erscheinen um Hausaufgaben zu holen. Unsere Penne geht weiter, aber dafür kommt nachmittags die Mädchenschule. Dies alles wegen des Kohlemangels. Der Koks wird in die Fabriken gebracht. [...] Vor einigen Tagen erhielt ich für den 30.11.44 eine Vorladung zum Nachwuchsoffizier. Da soll man sich nun entscheiden. Ich werde mich wahrscheinlich nur als Reserveoffiziersbewerber melden. Zum aktiven Offizier rieten alle ab. Ich weiß wirklich bald nicht mehr, was ich machen soll. Jeder will es besser und anders wissen. Ich werde mich schon beim Nachwuchsoffizier rausreden. Kannst du mir nicht mal deine Meinung von da hinten schreiben? Du hast vielleicht Kameraden, die darüber Bescheid wissen. So leicht lasse ich mir nämlich nichts ausreden. Onkel Heini ist vom Westwall zurück.

Der Hasenheini löst ihn u.a. ab. Onkel Heini war ja mit dem Kirschbaum zusammen. Er bekommt von ihm eine Pistole und ich eine Lufbüchse. Eine Pistole wäre mir lieber. Du kommst ja an so was nicht ran. Mutter und Tante Ella schmieren ja jetzt jeden Nachmittag Butterbrote für die Bombengeschädigten im Ruhrgebiet. [...]“

Sechs Tage später äußert sich der Vater, Jahrgang 1898 [er war 1939 für sechs Monate eingezogen und dann wieder 1944. Ab März 1945 verliert sich an der Ostfront seine Spur; d. Verf.], zu den Berufswünschen: „[...] Nun fragst du mich nach deiner Berufsangelegenheit. Es ist dies ein schweres Kapitel. Es liegt mir aber schon lange am Herzen. Ich will dir ja nur zu gerne helfen und dir mit Rat beistehen. Aktiver Offizier werden bedeutet sich ganz dem Soldatenleben hingeben, dem Zivilleben entsagen, höchstens einmal später als a.D. Wenn auch im neuen Heer manche Lockerung bezüglich Unterwürfigkeit usw. besteht, die Abhängigkeit scheint mir in keinem Beruf so stark wie beim Militär. Menschliche Bequemlichkeit, Häuslichkeit in der Familie gibt es bestimmt nicht in dem Maße wie in anderen Berufen.

Die letzten Wochen haben mir genügt, um mir die schlechten Seiten des Soldatenlebens zu verleiden. Es ging mir nicht allein so. Es ist mir nicht leicht geworden mich langsam wieder umzustellen. Die Notwendigkeit dazu in der heutigen Zeit ist mir bekannt. Der bei dir aufkommende Widerwille muss langsam verschwinden. Vielleicht trägt das Alter zu meiner jetzigen Einstellung bei. In der Jugend sieht ja hier auch manches anders aus. [...] Lass Dich also vom Nachwuchsoffizier beraten, ohne Dich festzulegen. Sag ihm, dass du mir erst schreiben musst. [...]“

Mitte Februar schreibt der Vater: „[...] Es kommt für Dich auch die Zeit, wo Du Deine sittliche Stärke beweisen musst. Gerade beim Militär ist dies der Fall. Lass dich von diesen Zotenreißern nicht

*klein kriegen und zeige Deine Abscheu gegenüber solchen Menschen. [...] Wenn Du als Soldat oder im Arbeitsdienst Deine Pflicht tun musst, so will ich Dir noch einen guten Rat geben, den ich selbst wieder erfahren habe. Halte Deine Sachen in Ordnung bis ins Kleinste. Ich denke da nicht nur an Waffen, sondern vor allem an Ausrüstungsgegenstände und persönliche Sachen und Dinge an denen man hängt. [...] In treuer Sorge
Dein Vater“*

(Lange/Burkard, S. 105 ff.)



Ein Vater mit seinem Kind

Schicksale jüdischer Kinder

Das Tagebuch der Anne Frank

Annelies Marie Frank, Anne Frank genannt, wurde am 12. Juni 1929 in Frankfurt am Main geboren und starb Anfang März 1945 im KZ Bergen-Belsen. Sie war ein jüdisches Mädchen, das während des Zweiten Weltkriegs im niederländischen Exil lebte. Sie hatte sich zusammen mit ihrer Familie in einem Hinterhaus in Amsterdam versteckt gehalten und während dieser Zeit Tagebuch geführt. Nach dem Krieg veröffentlichte ihr Vater Otto Frank das Tagebuch, das als ein historisches Dokument aus der Zeit des Holocaust gilt.

Bevor die judenfeindliche Politik der Nationalsozialisten ihr junges Leben in Unruhe brachte und schließlich völlig zerstörte, lebte sie unbeschwert mit ihrer Familie und ihren Freunden in Frankfurt. Als die NSDAP am 13. März 1933 – wenige Wochen nach Hitlers Machtergreifung – bei der Kommunalwahl in Frankfurt die Mehrheit erreichte, kam es sofort zu antisemitischen Demonstrationen. Otto Frank sah große Probleme auf seine Familie zukommen. Später in diesem Jahr zog die Mutter Edith Frank mit den Kindern nach Aachen zu ihrer Mutter Rosa Holländer. Otto blieb zunächst in Frankfurt, erhielt dann jedoch das Angebot, eine Niederlassung der Opekta in Amsterdam aufzubauen. Er zog in die Niederlande, um die Geschäfte zu arrangieren und alles für die Ankunft seiner Familie vorzubereiten.

Edith und die beiden Töchter kamen im Februar 1934 nach und lebten in einem Mehrfamilienhaus am Merwedepark 37 im neuen Stadtteil Rivierenbuurt (Flussviertel) am damaligen Südrand der Stadt. Dort suchten zahlreiche jüdische Familien aus Deutschland eine neue Heimat. Sie wollten in den Niederlanden bleiben, weil sie sich hier sicherer fühlten als in ihrer eigentlichen Heimat. Otto Frank ließ sich durch die schockierenden Berichte über die brennenden Synagogen nicht von seiner optimistischen Einstellung abbringen. Er bezeichnete das Ereignis als „Fieberanfall“, der alle Beteiligten zur Vernunft bringen müsse. Die Hoffnung verwandelte sich jedoch in Angst, als mit dem Angriff auf Polen im September 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach.

Die Juden im Exil waren besorgt, dass auch die Niederlande, die versuchten, ihre Neutralität zu wahren, von Hitlers Expansionsdrang gefährdet seien. Als am 10. Mai 1940 die Niederlande von der deutschen Wehrmacht angegriffen und besetzt wurden, wurde schnell deutlich, dass den Juden in den Niederlanden das gleiche Schicksal bevorstand wie in den anderen besetzten Gebieten. Am 12. Juni 1942 wurde Anne Frank dreizehn Jahre alt. Sie bekam zum Geburtstag ein rot-weiß kariertes Tagebuch. Noch

am selben Tag begann sie in niederländischer Sprache ihr Tagebuch. Sie vertraute ihrer imaginären Freundin Kitty ihre Gedanken an und äußerte sich später auch zu abstrakteren Themen wie dem Glauben an Gott, Liebe und Sexualität.

Besondere Bedeutung erlangte das Tagebuch ab dem 6. Juli 1942, dem Tag, an dem sich die Familie Frank in das Hinterhaus in der Prinsengracht 263 zurückzog. Dort hatte Otto Frank ein Versteck vorbereitet. Das *Achterhuis* war ein dreistöckiges Gebäude an der Rückseite des Gebäudes. Auf der ersten Etage gab es zwei kleinere Zimmer mit Bad und Toilette, darüber ein großes und ein kleines Zimmer; von dort führte eine Leiter auf den Dachboden, insgesamt rund 50 m². Die Tür zum Hinterhaus, das über eine steile Treppe mit dem Gang vor den Büroräumen verbunden war, wurde mit einem Bücherregal verdeckt. Die anfängliche Hoffnung der Versteckten, nach ein paar Wochen oder Monaten wieder frei zu sein, erwies sich als vergeblich. Die Familie lebte etwas länger als zwei Jahre im Hinterhaus. Während dieser Zeit konnten sie nicht nach draußen und durften keine Aufmerksamkeit erregen (z. B. durch laute Geräusche), was ihr Leben stark einschränkte.

Es gilt als gesichert, dass das Versteck verraten wurde. Am Morgen des 4. August 1944 fand in der Prinsengracht eine Razzia statt. Ein SS-Oberscharführer und drei Hilfspolizisten erschienen, nachdem ein Anruf bei der Gestapo eingegangen war. Die Versteckten wurden zunächst bei der Gestapo verhört und über Nacht festgehalten. Am 5. August brachte man sie in das überfüllte Gefängnis *Huis van Bewaring* in der Weteringschans. Zwei Tage später kamen die Juden ins Durchgangslager Westerbork. Am 2. September wurde Anne Frank mit ihrer Familie zum Transport nach Auschwitz ausgewählt. Am 3. September 1944 fuhr der letzte Zug mit 1019 Juden nach Auschwitz, wo er zwei Tage später ankam. Anne war drei Monate vor der Ankunft in Auschwitz 15 Jahre alt geworden und entging damit dem direkten Tod. Am 28. Oktober wurde sie zusammen mit ihrer Schwester

Margot ins KZ Bergen-Belsen deportiert. Im März 1945 breitete sich eine Typhus-Epidemie im Lager aus, der auch Anne und Margot zum Opfer fielen. Laut Zeugenaussagen fiel Margot geschwächt von ihrer Pritsche und starb. Einige Tage später war auch Anne tot.

Gedenkstein für Margot und Anne Frank in Bergen-Belsen



Kinder und Jugendliche im KZ Mauthausen

Das Konzentrationslager Mauthausen war das größte Konzentrationslager der Nationalsozialisten in den damaligen Donau- und Alpenreichsgauen, dem heutigen Österreich. Es befand sich in Mauthausen, 15 km östlich von Linz, und existierte vom 8. August 1938 bis zu seiner Befreiung durch US-amerikanische Truppen am 5. Mai 1945. Auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers befindet sich heute eine Gedenkstätte.

Die ersten jugendlichen Häftlinge kamen im Sommer 1940 ins KZ Mauthausen. Es waren Angehörige von in Frankreich verhafteten republikanischen Spaniern. Sie wurden von der SS als „Rotspanier“ kategorisiert und waren zwischen 13 und 18 Jahre alt. Ab 1943 wurden dann viele polnische und vor allem auch sowjetische Häftlinge eingewiesen. Sie waren in den besetzten sowjetischen Gebieten zwangsrekrutiert worden und wurden zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert. Viele dieser jugendlichen Häftlinge wurden als Steinmetze in Mauthausen und auch in Gusen angelernt. Später wurden sie auch zur Arbeit in der Rüstungsindustrie und beim Stollenbau gezwungen. In den letzten Monaten des Lagers kamen mit den Evakuierungstransporten aus anderen Konzentrationslagern Hunderte Kinder und Jugendliche nach Mauthausen. Bei der letzten statistischen Erfassung durch die SS (31. März 1945) wurden in Mauthausen 15 046 Häftlinge unter 20 Jahren gezählt.

Ein ehemaliger Häftling, **Manuel Garcia**, berichtet: *„Die spanischen Kinder sind als Steinmetzlehrlinge im ‚Wiener Graben‘*

und auch bei der Steinbruchfirma ‚Poschacher‘ in Mauthausen gleichfalls als Steinmetzlehrlinge eingesetzt worden. Im Lager waren die Kinder im Block II und dann im Block XVI untergebracht. Das ‚Poschacher Kommando‘, aus den Kindern sind dann Jugendliche geworden, ist im Herbst 1944 von der Firma Poschacher übernommen worden, und zwar sind die Jugendlichen auch über Nacht in den Firmenquartieren geblieben. Die Firma Poschacher hat aber nicht das ganze Kommando, sondern nur 25 Jugendliche übernommen. Der Rest verblieb im Verbands des KZ Mauthausen.“

(nach: www.echo36.de/pdf/mauthausenmemorial.pdf)

Polnische Kinder nach der Befreiung

ganze Kommando, sondern nur 25 Jugendliche übernommen. Der Rest verblieb im Verbands des KZ Mauthausen.“

Kinder und Jugendliche im KZ Buchenwald

Im letzten Kriegsjahr brachte die SS zahlreiche jüdische, russische, ukrainische und polnische Jugendliche aus den Vernichtungszentren und Zwangsarbeiterlagern im Osten nach Buchenwald bei Weimar. Im Dezember 1944 war jeder dritte Insasse des Lagers jünger als 21 Jahre. Meist waren ihre Familien ermordet und ihr Zuhause zerstört worden. Wie bei den Erwachsenen hing auch ihr Überleben davon ab, ob sie Zwangsarbeit leisten konnten. Hunderte von jugendlichen Juden, Sinti und Roma schickte die SS als „nicht arbeitsfähig“ mit Todestransporten nach Auschwitz. 1600 Jugendliche und Kinder starben in Buchenwald an Entkräftung oder Krankheiten, wurden erschlagen oder erschossen.

Seit Mitte 1944 kamen aus geräumten Lagern im Osten auch Kinder nach Buchenwald. Der Jüngste war zweieinhalb Jahre alt. Ohne Schutz hätten sie keine Überlebenschance gehabt. Sie erhielten Hilfe. Schon im Herbst 1939 hatten politische Häftlinge um den Kommunisten Robert Siewert mit der Einrichtung einer „Maurerschule“ polnische Jugendliche vor dem Tod bewahrt. Im Juli 1943 entstand auf ihr Betreiben in Baracke 8 ein Asyl für 160 polnische, russische und ukrainische Jugendliche des Lagers. Viele von ihnen, in den letzten Monaten auch jüdische Kinder und Jugendliche, konnten dort unter besseren Bedingungen überleben. Einer der jüngsten Überlebenden war Stefan Jerzy Zweig.

Im Januar 1945 erwirkten politische Häftlinge bei der SS ein weiteres Asyl für die mit Massentransporten eintreffenden Jugendlichen, die Baracke 66 im Kleinen Lager. Hier fanden insbesondere jüdische Jugendliche Zuflucht. Am 5. April 1945 hatte die Baracke 900 Insassen. Anfang April 1945, als die SS mit der Evakuierung des Lagers begann, sollte auch Baracke 66 geräumt werden. Obwohl die Häftlinge sich in jeder Weise zu entziehen versuchten, mussten viele von ihnen noch auf Todesmärsche gehen.

Zum Zeitpunkt der Befreiung des KZ Buchenwald am frühen Nachmittag des 11. April 1945 waren unter den 21 000 im Lager verbliebenen Häftlingen noch 904 Kinder und Jugendliche. Amerikanische und französische Stellen sorgten dafür, dass bis zum Sommer 1945 viele von ihnen in Fürsorge kamen oder in Heimen aufgenommen wurden.

(<http://www.buchenwald.de/index.php?p=140>)



Drei befreite Kinder stehen mit einem älteren Häftling an einem Stacheldrahtzaun des Kleinen Lagers.

Kinder im KZ Theresienstadt (Terezín)

Im November 1941 richtete die SS in der Festung Theresienstadt (Terezín) ein Konzentrationslager ein, das bis zum Kriegsende im Mai 1945 bestand. Theresienstadt war ursprünglich das Sammellager für die Juden aus dem Protektorat Böhmen und Mähren. Ab 1942 wurden dort jedoch auch Juden über 65 Jahre, Prominente und im 1. Weltkrieg hoch dekorierte Männer aus dem Deutschen Reich interniert. Damit diente das Lager den Nationalsozialisten gegenüber dem Ausland als „Beweis“ für ihre angebliche Umsiedlungspolitik. Parallel dazu war Theresienstadt auch Durchgangsstation auf dem Weg in die Vernichtungslager im Osten. Bis Mai 1945 durchliefen etwa 141 000 Menschen das Ghetto in Theresienstadt, 35 000 starben, von den insgesamt 15 000 internierten Kindern überlebten nur einige wenige.

Inge Auerbacher aus Schwaben war sieben Jahre alt, als sie 1942 mit ihren Eltern nach Theresienstadt deportiert wurde. Wie durch ein Wunder überlebten sie. In ihrem Buch „Ich bin ein Stern“ beschreibt sie ihre Erlebnisse:

„Unser Spielplatz war ein faulig riechender Abfallhaufen. Hier wühlten wir stundenlang herum, wateten knietief durch die weggeworfenen Sachen und hofften, einen Schatz zu finden. Manchmal hatten wir Glück und entdeckten ein Stück Schnur oder eine halb verfaulte Rübe, bei der man die verdorbenen Teile abschneiden und noch einen kleinen essbaren Schnitz übrig behalten konnte.“

Ständig wurden Menschen nach dem Osten deportiert, auch viele Kinder. Einige ihrer Besitztümer fanden den Weg zu den Abfallhaufen, denn sie mussten fast alles zurücklassen, bevor sie die Güterzüge bestiegen, die sie zu den Gaskammern von Auschwitz brachten. Einmal fand ich eine Puppe ohne Arme und Beine. Ich war mir sicher, dass diese Puppe nicht wegen ihres armseligen Zustandes weggeworfen worden war. Bestimmt hatte man das Mädchen gezwungen, ihren kostbaren Schatz zurückzulassen. Ich war traurig, als ich an das Mädchen dachte, das sich von seinem Spielzeug hatte trennen müssen. Ich fühlte mich schuldig, dass ich nun ihre Puppe besaß. Zum Glück hatte ich ja noch meine eigene Puppe, Marlene. Eine von Mamas Freundinnen nähte einen Rucksack für sie. Ich stopfte ihre wenigen Kleider hinein und hängte ihn ihr über die Schultern, genau so, wie ich es bei den Erwachsenen gesehen hatte. Marlene würde zum Transport bereit sein, so wie jeder andere auch.“

(Auerbacher, S. 50–51)

„Meine beste Freundin Ruth und ihre Eltern, mit denen wir zwei Jahre lang die Pritschen in einem winzigen Raum geteilt hatten, befanden sich in einem dieser letzten Transporte zum Todeslager. Ruth war ebenfalls ein einziges Kind, gerade zwei Monate älter als ich. Wir waren wie Schwestern und teilten unsere Tagträume

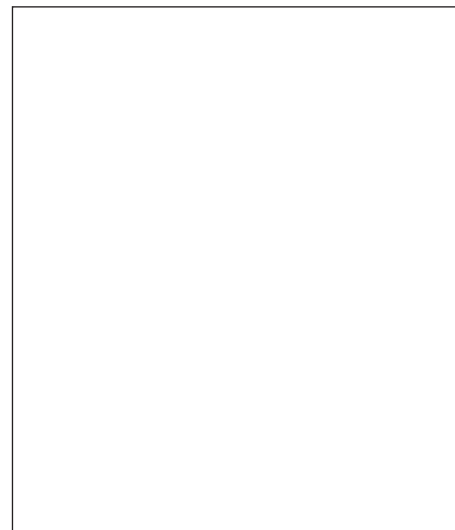
und Geheimnisse. Sie hatte wunderschöne blonde Haare. Ihr größtes Vergnügen war es, mit Buntstiften, die sie ins Lager geschmuggelt hatte, Bilder auf Papierfetzen zu zeichnen. Sie hoffte, sie würde einmal Künstlerin werden. Ruth und ihre Eltern kamen aus Berlin. Ruths Vater war halb christlich, halb jüdisch und Ruth war als Christin erzogen worden. Ihr Vater hinkte aufgrund einer Verletzung aus dem Ersten Weltkrieg. Wir beiden Mädchen fanden es seltsam, mit so vielen kriegsversehrten Männern um uns herum zu leben, denen Arme oder Beine fehlten oder die sonst eine Kriegsverletzung hatten.“

Ruth und ich besaßen gleiche Puppen. Bevor sie ihre letzte Reise antrat, vertraute sie mir alle ihre Puppenkleider an, die ihre Mutter mit großer Sorgfalt aus Lumpen genäht hatte. Ich war schrecklich traurig, als Ruth weg war. Ich vermisste sie so sehr und konnte überhaupt nicht aufhören zu weinen. Warum hatte man uns getrennt? Wir hatten uns gegenseitig versprochen, immer zusammenzubleiben, bis wir wieder nach Hause gehen dürften. Und dann würden wir uns bestimmt oft besuchen.“

Sicher musste Gott eine Antwort haben, warum sich alles so verändert hatte. Ich beschloss, mit ihm zu reden. Ich hoffte nur, er würde meine kleine Stimme unter den Millionen heraushören, die jeden Tag zu ihm sprachen. Ich bat ihn, über Ruth zu wachen und mich bald wieder in Freiheit sein zu lassen. Doch wenn ich zum nächsten Transport gehören sollte, dann sollte es seine Entscheidung sein.“

Ruth starb wegen ihres jüdischen Erbes, obwohl sie sich selbst nie als Jüdin gefühlt hatte. Sie erlebte noch nicht einmal ihren zehnten Geburtstag. In meinem Herzen weine ich immer noch um sie und so viele andere Kinder, die mit ihren Müttern in die Gaskammern von Auschwitz oder zu anderen Vernichtungslagern gebracht wurden.“

(Auerbacher, S. 75–76)



**Inge Auerbacher
mit Freundin
und ihrer Puppe
Marlene im Jahr
1940**

Die Kinderoper Brundibár

Viele Jungen und Mädchen waren in gesonderten Unterkünften untergebracht, wo sie geheimen Unterricht von ihren Betreuern erhielten. Berühmt geworden sind in diesem Zusammenhang die unter Anleitung der Künstlerin Friedl Dicker-Brandeis entstandenen Zeichnungen sowie die Kinderoper „Brundibár“. Die 13–16-jährigen Jungen, die von 1942 bis 1944 im „Heim 1“ des Blockes L 417 untergebracht waren, gaben insgeheim eine selbstgeschriebene und -gezeichnete Zeitschrift mit dem Titel „VEDEM“ heraus [übersetzt etwa „Wir führen ...“, da es sich um Heim 1 handelte].

Die Kinderoper „Brundibár“ entstand 1938 als Gemeinschaftsarbeit des tschechischen Komponisten Hans Krása und des Schriftstellers Adolf Hoffmeister in Prag. Im Herbst 1942 wurde das Werk in einem jüdischen Waisenhaus heimlich uraufgeführt, da öffentliche Aufführungen Juden verboten waren. Zum Zeitpunkt der Uraufführung war Hans Krása bereits in Theresienstadt interniert. Nachdem auch die Bewohner des Waisenhauses nach Theresienstadt deportiert worden waren, studierte man „Brundibár“ in einer etwas veränderten Fassung neu ein. Die Oper hatte am 23. September 1943 Premiere und wurde 1943/44 über fünfzig Mal von den internierten Kindern in Theresienstadt aufgeführt. Der Inhalt der Oper machte allen Mitwirkenden Mut, sie interpretierten den Sieg über den Drehorgelspieler „Brundibár“ als Sieg des Guten über das Böse.

Doch auch in diesem Fall instrumentalisierten die Nationalsozialisten die Opfer für ihre Zwecke. Als im Juni 1944 eine Inspektion des Internationalen Roten Kreuzes in Theresienstadt stattfand, ordnete das Lagerkommando an, die Oper zu spielen. Für den Propagandafilm, der unter dem Titel „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“ bekannt wurde, mussten die Kinder von Theresienstadt das Finale singen. Von den Mitwirkenden haben nur wenige den Holocaust überlebt. Die Oper wurde im Ghetto fast immer in anderer Besetzung aufgeführt, weil auch die Kinder immer wieder mit den Transporten „nach Osten“, d. h. in die Vernichtungslager deportiert wurden. „Brundibár“ geriet bis zur Wiederentdeckung Ende der 1970er Jahre in Vergessenheit. Mitte der 1990er Jahre nahm sich die Organisation „Jeunesse Musicales“ der Oper an.

Der Inhalt der Oper

„Brundibár“ erzählt von zwei Kindern, Pepícek und Aninka, deren Mutter krank ist. Sie brauchen dringend Milch für ihre kranke Mutter, haben jedoch kein Geld, welche zu kaufen. Auf dem Marktplatz bieten der Eisverkäufer, der Bäcker und der Milchmann ihre Waren an. Ein Polizist erklärt den Kindern, dass nur derjenige Geld bekommt, der auch dafür arbeitet. Da sehen die beiden den Drehorgelspieler Brundibár, der für sein

Spiel von den Erwachsenen Geld bekommt. Die beiden beschließen, es ihm nachzumachen und singen ein Lied, doch Brundibár vertreibt sie. Da kommen der Spatz, die Katze und der Hund und gemeinsam mit den Kindern aus der Nachbarschaft helfen sie Aninka und Pepícek, indem sie mit ihnen zusammen singen. Die Passanten sind gerührt und geben ihnen Geld. Brundibár versucht vergebens, dem Singen der Kinder ein Ende zu machen. Schließlich schleicht er sich heran und stiehlt ihnen in einem unbeobachteten Moment das Geld. Aber alle Kinder und die Tiere tun sich zusammen, nehmen die Verfolgung auf und jagen es ihm wieder ab. Die Oper endet mit dem großen „Freundschaftslied“, mit dem der Triumph über den bösen Brundibár gefeiert wird.



„Der Drehorgelspieler Brundibár – eine Kinderoper, die derzeit in unzähligen Repreisen dem Theresienstädter Publikum vorgeführt wird, verdient zweifellos den Erfolg, der ihr zuteil wird. [...] Die Premiere [...] gelang tadellos. Wir kamen 2½ Stunden vor Beginn, und nachdem wir uns etwas an unser Aussehen in der Bemalung, die uns schrecklich vorkam, gewöhnt hatten,

begannen wir ruhig wie sonst Ratschläge zu erteilen, bis uns Rudi [= Rudolf Freudenfeld, der Chorleiter] zähmen musste. Freilich, sobald die ersten Zuschauer in den Saal eingelassen wurden, bekamen alle Seelchen langsam aber sicher das Lampenfieber. [...] Aber sobald die ersten Takte der Musik erklangen, vergaßen wir jede Angst und spielten, und alles gelang gut. [...] Und als wir ausgesungen hatten und ein langdauernder Applaus durch den Saal brauste, waren wir alle glücklich und zufrieden, denn der Mensch ist eben ruhsüchtig. Und es war auch etwas Befriedigung über die gut geleistete Arbeit dabei. [...] Brundibár wird schon bald aus der Erinnerung der Menschen verschwinden, die ihn in Theresienstadt gesehen haben, aber für uns Mitwirkende bleibt er eine der wenigen schönen Erinnerungen an Theresienstadt.

(Aus der Theaterrubrik, Vedom, 29.10.1943, S. 309–311)

Der Autor dieses Artikels, der 14-jährige Rudolf Laub, wurde im Dezember 1943 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Die Kinder vom Bullenhuser Damm

Die Sorge, dass die heranrückenden britischen Truppen zu viel über das Lager Hamburg-Neuengamme und die Brutalität der Bewacher erfahren könnten, war bestimmend für die Evakuierungsaktionen in den letzten Tagen des Dritten Reiches. Am 15. April 1945 hatten britische Truppen das Lager Bergen-Belsen befreit und dabei Tausende von Opfern in katastrophaler hygienischer und versorgungsmäßiger Vernachlässigung vorgefunden. Zwar waren die Verhältnisse in Neuengamme nicht so schlimm, dennoch entschlossen sich die Verantwortlichen, das Lager zu räumen.

Ein Vorgang, der aus den Ereignissen während der letzten Tage des Lagers Neuengamme herausragt, ist die Ermordung von 20 Kindern mit ihren Häftlingspflegern im Außenkommando **Bullenhuser Damm**.

Innerhalb des Lagers Neuengamme waren an Häftlingen Tuberkulose-Versuche durchgeführt worden. Die Leitung dieser Versuche hatte der SS-Arzt Dr. Heißmeyer. Versuchspersonen waren neben russischen Häftlingen auch 20 jüdische Kinder im Alter von fünf bis zwölf Jahren. Sie waren eigens für diese Versuche im Dezember 1944 von Auschwitz nach Neuengamme geschickt und dort getrennt von den übrigen Häftlingen untergebracht worden. Nach seiner „Erschöpfungstheorie“ sollten nur erschöpfte und „minderwertige“ Organismen durch Tuberkelbazillen infiziert werden können. Mit diesen Theorien wollte sich der Arzt für eine Professur bewerben.

Am 29. November 1944 kamen die Kinder im KZ Neuengamme an. Dann wurden die Kinder und die Meerschweinchen, die sich schon dort befanden, nummeriert. Zu jedem Kind gehörte ein Meerschweinchen mit der gleichen Versuchsnummer. Ein Versuch wurde jeweils parallel an einem Kind und an dem dazugehörigen Meerschweinchen durchgeführt. Die Kinder mussten sich auf einen Hocker setzen, zwei Helfer hielten sie fest. Dann wurde dem Kind ein Gummischlauch durch die Luftröhre in die Lunge eingeführt. Das war sehr schmerzhaft. Nachdem der richtige Sitz des Schlauchs unter dem Röntgenschild kontrolliert worden war, spritzte der Arzt den Kindern die Tuberkelbazillen in die Lungenflügel. Außerdem erhielten die Kinder Hauteinschnitte, in die Tuberkelkulturen eingerieben wurden. Nach zwei bis drei Tagen bekamen alle Kinder Fieber. Mitte Januar 1945 wollte der Arzt feststellen, wie die Axillardrüsen [Drüsen in den Achselhöhlen; d. Verf.] der Kinder auf die Tuberkulose-Infektion reagiert hatten. So ließ er den Kindern die Drüsen unter den Achseln herausoperieren.

Im April 1945 verlegte die SS diese Kinder in das Außenkommando Bullenhuser Damm, das in einer Schule untergebracht war. Sie wurden dort in einem Kellerraum durch den SS-Standortarzt Dr. Trzebinski mit Spritzen betäubt und erhängt. Ebenso erging es den vier Pflegern. Nach Aussage Trzebinskis im Curio-Haus-Prozess am 26. März 1946 erfolgte dieser Mord auf Anweisung aus Berlin, da die Kinder den Alliierten nicht in die Hände fallen sollten.

(Bulitta, S. 35)

In der Janusz-Korczak-Schule (ehemalige Schule Bullenhuser Damm) befindet sich eine Gedenkstätte im Keller. Eine Wandinschrift erinnert an die Opfer der Ermordung.

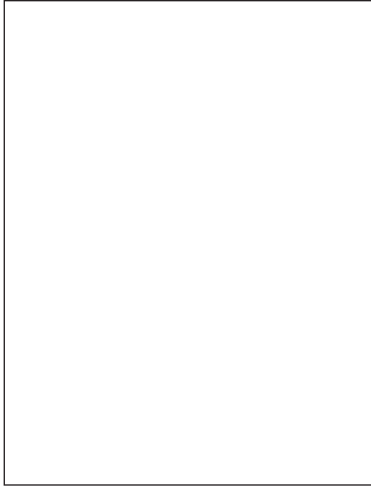
**AM 20. APRIL 1945 WURDEN HIER ZWANZIG JÜDISCHE KINDER
AUS FRANKREICH, ITALIEN, DEN NIEDERLANDEN UND POLEN ERMORDET.**

**ALEXANDER HORNEMANN, 9 JAHRE
MAREK STEINBAUM, 10 JAHRE
EDUARD HORNEMANN, 12 JAHRE
MAREK JAMES, 6 JAHRE
W. JUNGLIEB, 12 JAHRE
ROMAN WITONSKI, 6 JAHRE
R. ZELLER, 12 JAHRE
SERGIO DE SIMONE, 7 JAHRE
GEORGES-ANDRÜ KOHN, 12 JAHRE
E. REICHENBAUM, 10 JAHRE**

**JAQUELINE MORGENSTERN, 12 JAHRE
S. GOLDINGER, 11 JAHRE
LEIKA BIRNBAUM, 12 JAHRE
ELEONORA-LENKA WITINSKA, 5 JAHRE
RUCHLA ZYLBERBERG, 8 JAHRE
H. WASSERMANN, 8 JAHRE
KOLA KLIGERMANN, 12 JAHRE
RYWKA HERSZBERG, 6 JAHRE
B. MEKLER, 11 JAHRE
MANIA ALTMANN, 5 JAHRE**

**IHRE BETREUER AUS FRANKREICH UND DEN NIEDERLANDEN, DIE KZ-HÄFTLINGE
DIRK DEUTERKOM, 1.12.1895, TYPOGRAPH, ANTON HÖLZEL, 7.5.1909, FAHRER,
PROF. DR. RENÜ QUENOUILLE, 6.12.1884, PROF. DR. GABRIEL FLORENCE, 2.6.1886, BIOLOGE
UND VIERUNDZWANZIG UNBEKANNTE SOWJETISCHE KRIEGSGEFANGENE
WURDEN IM HEIZUNGSRAUM DIESER SCHULE EBENFALLS DURCH ERHÄNGEN UMGEBRACHT.**

Marianne Cohn



Marianne Cohn wurde 1921 in Mannheim geboren. Im Jahr 1935 musste die Familie nach Frankreich flüchten. Während des Krieges ging Marianne in den Untergrund und widmete sich als Mitglied des jüdischen Widerstandes der Rettung von Kindern. Das Städtchen Annemasse an der Schweizer Grenze diente als letzte Etappe beim Schmuggeln der Kinder in die Schweiz.

Posthum wurde Marianne Cohn am 7. November 1945 geehrt: von der Militärregierung Lyon wurde ihr das Kriegskreuz mit silbernem Stern verliehen. In Ville-la-Grande wurde 1956 eine Straße nach ihr benannt und ein Denkmal für sie und die fünf anderen am selben Tag ermordeten Widerstandskämpfer (Martha Louise Perrin, Deborah François Felix, Julian Edmund Duparc, Henri und Francis Jacaz Leon Paul Regard) errichtet. François Mitterrand eröffnete ihr zu Ehren 1982 einen Garten in der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem und in Annemasse wurde 1984 eine Schule nach ihr benannt.

An der Oberlandstraße in Berlin Tempelhof trägt die *Marianne-Cohn-Schule* für geistig behinderte Kinder den Namen der tapferen Frau. Die Stadt Mannheim hat Marianne Cohn einen „Stolperstein“ gewidmet und an ihrer letzten Wohnadresse Wulfila-Ufer 52 in Berlin-Tempelhof wurde 2007 ein „Stolperstein“ zum Gedenken verlegt.

Emmanuel Racine organisierte einen Transport von 28 jüdischen Kindern im Alter von vier bis 15 Jahren. Emmanuel und Marianne sammelten die Kinder in Lyon und brachten sie, versteckt in einem Lastwagen, am 31. Mai 1944 an die Schweizer Grenze. Kurz davor hielt eine Streife der SS sie an. Alle Kinder und ihre Begleitung wurden verhaftet und in das provisorische deutsche Gefängnis in Annemasse eingeliefert. Marianne wurde tagelang gefoltert, denn sie weigerte sich beharrlich, die Fluchtrouten und die Vertrauensleute der Fluchtorganisation zu verraten.

Der Bürgermeister von Annemasse, Jean Deffaugt, stellte die Deutschen unerschrocken zur Rede, indem er sie des Verbrechens der Einkerkierung kleiner Kinder beschuldigte. Entnervt ließen sie 17 Kinder frei. Marianne, fünf Jungen und sechs Mädchen blieben im Gefängnis.

Rettung der Kinder

Am 3. Juli 1944 kamen plötzlich in der Nacht Gestapoleute aus Lyon und holten drei Frauen heraus, unter ihnen Marianne Cohn. Am 22. Juli forderte der Kommandant von Annemasse, Meyer, den Bürgermeister Deffaugt auf, die 11 Kinder zu einem Transport bereit zu stellen. Er bettelte den Offizier an und versprach ihm, sie anderweitig unter seiner persönlichen Verantwortung unterzubringen. Er unterschrieb ein Verpflichtungsdokument und versteckte die Kinder im Sommerlager der Pfarrei St. Joseph, wo sie die Befreiung erlebten. Annemasse wurde am 21. August 1944 befreit. Nur Marianne Cohn wurde in einem Schuppen gefunden. Sie war am 8. Juli 1944, im Alter von 23 Jahren, in Ville-La-Grande ermordet worden. Die Kinder wurden nach Annemasse zurückgebracht und übergaben ihren Betreuern ein Gedicht, das Marianne Cohn im Gefängnis verfasst hatte. Es wurde in Frankreich veröffentlicht.

Ich werde morgen verraten, heute nicht

Ich werde morgen verraten, heute nicht.
Heute reißt mir die Nägel aus.
Ich werde nichts verraten.

Ihr kennt die Grenze meines Mutes nicht.
Ich kenn sie.
Ihr seid fünf harte Pranken mit Ringen.
Ihr habt Schuhe an den Füßen.
Mit Nägeln beschlagen.

Ich werde morgen verraten, heute nicht.
Morgen.
Ich brauch die Nacht, um mich zu entschließen,
Ich brauch wenigstens eine Nacht,
Um zu leugnen, abzuschwören, zu verraten.
Um meine Freunde zu verleugnen,
Um dem Brot und Wein abzuschwören,
Um das Leben zu verraten,
Um zu sterben.

Ich werde morgen verraten, heute nicht.
Die Feile ist unter der Kachel,
Die Feile ist nichts fürs Gitter,
Die Feile ist nicht für den Henker,
Die Feile ist für meine Pulsader.

Heute habe ich nichts zu sagen.
Ich werde morgen verraten.

Marianne Cohn

*Aus dem Französischen übertragen von Wolf Biermann
(aus: Bulitta)*

Zwangsarbeit

Die Geschichte der Katja Susanina

Während der deutschen Besatzung wurden in **Krasnyj Bereg** – wie auch an anderen Orten Weißrusslands – Kinder gewaltsam aus ihren Elternhäusern entführt, medizinisch untersucht und – wenn sie gesund waren – nach Deutschland als Blutspender für das deutsche Militär geschickt. In Krasnyj Bereg waren es über 1800 Kinder aus der Umgebung, insgesamt wurden in diesem Lager 3000 Kinder gefangen gehalten. Um zu möglichst viel Blut zu kommen, gab man den Kindern Medikamente, hängte sie an den Händen auf und entnahm ihnen alles Blut durch Einschnitte an den Füßen. Ein roter, sich verbreitender Streifen, der unter den Schulbänken in der Gedenkstätte hervorkommt, soll das verdeutlichen.

In Krasnyj Bereg, einem Ort abseits der Straße von Shlobin nach Bobruisk in Belarus, erinnert die „Gedenkstätte des Kindes“ von Leonid Lewin mit einem Kinderdenkmal an die ermordeten Kinder in Belarus. Ein breiter Weg führt auf eine Schulklasse ohne Schüler zu, an leeren Bänken vorbei, auf eine beschriftete Tafel hin. Vor den Bänken steht die sehr hagere Gestalt eines jungen Mädchens mit bittend-erhobenen Armen.



Auf der Tafel steht der Abschiedsbrief der 15-jährigen **Katja Susanina** an ihren Vater, in dem sie ihren Entschluss ankündigt, sich lieber zu töten als sich nach Deutschland bringen zu lassen – dieser Brief wurde 1944 von Soldaten der Roten Ar-

mee gefunden, als sie die weißrussische Stadt Liosno zurückeroberten. Er war in einem Ziegelsteinofen versteckt.

„Mein lieber Papa!

Ich schreibe diesen Brief an Dich von den deutschen Zwangsarbeiten. Wenn Du ihn lesen wirst, werde ich nicht mehr am Leben sein. Ich habe eine Bitte an Dich: Bestrafe die deutschen Unterdrücker. Dies ist das Vermächtnis deiner sterbenden Tochter. Einige Worte über die Mutter: Wenn du zurückkehrst, suche nicht nach ihr. Die Faschisten haben sie erschossen. Als sie nach dir gefragt haben, schlug ihr ein Offizier mit einer Peitsche ins Gesicht. Die Mutter konnte das nicht dulden und sagte stolz: ‚Sie werden mir mit Schlägen keine Angst einjagen. Ich bin überzeugt, mein Mann kommt zurück und schmeißt Euch niederträchtige Besetzer raus.‘ Der Offizier hat die Mutter in den Mund geschossen. [...]

Papa, ich bin heute 15 Jahre alt geworden. Wenn Du mich jetzt gesehen hättest, würdest du deine Tochter nicht mehr wiedererkennen. Ich bin sehr mager geworden, meine Augen sind eingefallen, man hat mir die Zöpfe abgeschnitten, man hat mich kahl

geschoren, meine Hände und Arme sind ausgetrocknet und ähneln einem Haken. Wenn ich huste, kommt Blut aus dem Mund, weil man mir auf die Brust geschlagen hat.

Papa, kannst du dich an meinen Geburtstag vor zwei Jahren erinnern, als ich 13 wurde? Wie wunderbar war dieser Geburtstag! Du hast damals zu mir gesagt: ‚Tochter, werde groß und bereite uns Freude!‘ Das Grammophon war an, die Freundinnen gratulierten mir zum Geburtstag, wir sangen unser Lieblingslied. [...]

Und jetzt, wenn ich mich im Spiegel sehe – das zerrissene Kleid, lauter Fetzen, eine Nummer am Hals, wie bei einer Kriminellen, dünn wie eine Lieche [Untote; d. Verf.], in den Augen salzene Tränen. Was habe ich davon, dass ich 15 geworden bin? Mich braucht niemand. Hier sind viele gleichgültige Menschen. Sie sind hungrig und von Schäferhunden eingeschüchtert. Jeden Tag werden welche abgeführt und ermordet.

Ja, Vater, ich bin auch die Sklavin eines deutschen Barons, ich arbeite bei einem Deutschen namens Scharlen als Wäscherin, ich wasche und scheure den Fußboden. Ich arbeite sehr viel und esse zweimal am Tag aus einem Trog mit Rosa und Klara – das sind die Schweine des Wirtes. So hat es der Baron befohlen. Ich habe Angst vor Klara. Das ist ein großes und gieriges Schwein. Einmal hätte es mir beinahe einen Finger abgebissen, als ich eine Kartoffel aus dem Trog holen wollte. Zweimal habe ich versucht zu fliehen, aber der Hausmeister hat mich gefunden. Dann hat der Baron selbst mein Kleid abgerissen und mich mit den Füßen getreten. Ich wurde ohnmächtig. Dann hat man mich mit Wasser begossen und in den Keller geworfen.

Die Herren fahren nach Deutschland. Sie nehmen mich mit. Aber ich habe beschlossen lieber auf dem Heimatboden zu sterben. Nur der Tod erlöst mich von den grausamen Schlägen. Ich will mich nicht mehr als Sklavin bei den verfluchten, grausamen Deutschen abquälen, die mich nicht leben lassen! [...] Papa, räche Dich für mich und für die Mutter. Leb wohl, Papa, ich gehe sterben.

Deine Tochter Katja Susanina“

(aus: Beitz, Schicksale, Heft 2, S. 21)



Im Zentrum der Gedenkstätte in Krasnyj Bereg befindet sich ein weißes Schiff, auf dessen Segeln die Namen von 171 Kindern stehen, die diesem Lager entrinnen konnten.

Kinder von Zwangsarbeiterinnen

Auf dem „Neuen Friedhof“ der ev.-luth. Kirchengemeinde Dahlenburg (Kreis Lüneburg) ruhen insgesamt zwei Opfer des 1. Weltkrieges und 23 Opfer des 2. Weltkrieges. Darunter befinden sich auch Kinder osteuropäischer Zwangsarbeiterinnen:

Albert Tremut, 5 Wochen
Walick Rudas, 5 Monate
Ania Loy, 10 Wochen
Wera Netscheporuk, 14 Wochen
Nicolai Fannina, 4 Monate
Tolak Hordijenko, 18 Wochen
Iwan Pawlitschenko, 10 Wochen
Zenon Jakubek, 14 Wochen
Maria Worona, 6 Monate
Stefan Grden, 9 Monate
Mieczyslaus Domagala, 4 Monate
Adam Kritzkewtsch, 10 Monate
Stanislaus Brzozwska, 6 Wochen
Elke Sachardschuk, 6 Wochen
Hendrik Nowak, 4 Tage

Wie im übrigen ehemaligen Reichsgebiet wurden auch im Landkreis Lüneburg mit Kriegsbeginn die Männer im wehrpflichtigen Alter zum Kriegsdienst eingezogen. Nun mussten viele Frauen die Ernährerrolle in den Familien übernehmen. Entsprechend der nationalsozialistischen Ideologie wurden die frei gewordenen Arbeitsplätze der Männer jedoch nicht nur mit deutschen Frauen, sondern – wo immer möglich – mit Kriegsgefangenen und sog. „Fremdarbeitern“, d.h. mit zivilen ausländischen Arbeitskräften besetzt.

Bereits kurz nach dem Polenfeldzug wurden über 1000 polnische Kriegsgefangene vom Stammlager Sandbostel aus im Landkreis Lüneburg verteilt. Die Kriegsgefangenen reichten aber schon bald nicht mehr aus, um den Bedarf an Arbeitskräften zu decken. In den eroberten Gebieten wurden deshalb Menschen angeworben, um in Deutschland zu arbeiten. Da sich nur wenig Freiwillige meldeten, wurden zunehmend auch Menschen nach Deutschland verschleppt und zur Arbeit gezwungen. So gab es während

des Krieges in Stadt und Landkreis Lüneburg rund 6000 Zwangsarbeiter, hauptsächlich aus Polen und aus den besetzten Gebieten der Sowjetunion. Sie arbeiteten in Fabriken, Kleinbetrieben, für die Stadtverwaltung und in Privathaushalten, vor allem aber in der Landwirtschaft.

Polnische Zwangsarbeiterin in Niedersachsen mit dem Kennzeichen „P“ für Polen

Sie erhielten nur wenig Lohn und waren durch die Pflicht zum Tragen eines Kennzeichens an ihrer Kleidung stigmatisiert („P“ für Polen, „Ost“ für Arbeitskräfte aus der Sowjetunion). Einige der Zwangsarbeiterinnen bekamen während ihres Arbeitseinsatzes Kinder. Ihre Kinder mussten sie in sogenannten „Ausländerkinder-Pflegestätten“ abgeben.

Im Dahlenburger Ortsteil Gienau/Siecke, damals Haus Nr. 3, befand sich ein Bauernhof, in dem im Dezember 1943 ein Ausländerkinderheim eingerichtet wurde. Während Landarbeiter im Obergeschoss wohnten, wurde das Kinderheim im Erdgeschoss des Vorderhauses eingerichtet.

Eine deutsche Bewohnerin des Hauses führte in Absprache mit der Ortsbauernführerin die Aufsicht. Sie wurde in der alltäglichen Arbeit von zwei Polinnen und einer „Ostarbeiterin“ unterstützt. Das Heim verfügte über 30 Plätze und war im Mai 1944 mit 16 Kindern belegt. Die Ausstattung des Heimes war karg. Selbst das benötigte Wasser musste stets durch einen jugendlichen Arbeiter von einem weiter entfernt liegenden Brunnen herangeschafft werden.

Über die Zustände in der „Ausländerkinder-Pflegestätte“ berichtete eine Zeitzeugin:

„Die Kinder wurden zum Teil mit saurer Milch gefüttert. Die meisten von ihnen litten an Ekzemen und starben an Unterernährung. Die kleinen Leichen wurden von der örtlichen Hebamme auf dem Fahrradgepäckträger in einer Kiste nach Dahlenburg zum Friedhof gebracht, wo sie in der hinteren Ecke des Friedhofes begraben wurden. Nebenbei meldete die Hebamme die Todesfälle beim zuständigen Standesamt in Dahlenburg.“

Die damalige Bäuerin, die im Nachbarhaus wohnte, erhielt des öfteren Besuch von Müttern der untergebrachten Kinder. Solche Besuche waren offiziell nur sonntags alle zwei Wochen erlaubt. Häufig erhielten die Mütter erst anlässlich ihrer Besuche die Nachricht vom Tod ihres Kindes und weinten dann furchtbar. [...] Nach Kriegsende holten die Mütter bzw. Eltern die überlebenden Kinder aus dem Heim.“

Die Todesrate für das Heim in Gienau war sehr hoch. Allein in der ersten Oktoberhälfte 1944 starben sechs Kinder, insgesamt sind 12 Säuglinge und Kleinkinder aus Gienau als Tote registriert. Das Dahlenburger Sterberegister verzeichnet als Todesursache in drei Fällen Ekzeme, in den meisten anderen Brechdurchfall. Sie alle sind hier auf dem Friedhof bestattet. Die drei anderen Kinder starben in Köstorf, Eimstorf und Ellringen.

(http://www.volksbund-niedersachsen.de/geschichts_u_erinnerungstafeln/geschtafel_dahlenburg.pdf)

Kinder während der Besatzung

Das Tagebuch der Tanja Sawitschewa



Die zwölfjährige Leningraderin **Tanja Sawitschewa** begann ihr Tagebuch etwas früher zu führen als das Holocaust-Opfer Anne Frank. Sie waren beinahe gleichaltrig und schrieben über das Gleiche: den Schrecken des Krieges. Beide Mädchen starben auch, ohne das Ende zu erleben:

Tanja im Juli 1944, Anne im März 1945. „Das Tagebuch der Anne Frank“ wurde nach dem Krieg veröffentlicht und erzählte der ganzen Welt von

der Schreiberin. Ein „Tagebuch der Tanja Sawitschewa“ wurde nie herausgegeben, es enthält nur sieben entsetzliche Aufzeichnungen über den Untergang ihrer großen Familie im Leningrad der Blockadezeit.

Tanja Sawitschewa wurde am 23. Januar 1930 in Dworischtschi bei Gdow geboren und war eine russische Schülerin, die während der Blockade Leningrads durch die Deutschen Tagebuch führte. Sie war die jüngste Tochter des Bäckers Nikolai Rodionowitsch Sawitschew und der Näherin Maria Ignatiowna Sawitschewa. Ihr Vater starb, als sie sechs Jahre alt war, und hinterließ die Mutter mit fünf Kindern – drei Mädchen, Tanja, Schenja und Nina, und zwei Jungen, Michail und Ljoka. Die Familie plante den Sommer 1941 auf dem Lande zu verbringen, doch durch die Invasion der Sowjetunion durch Deutschland am 22. Juni veränderte sich die Situation. Außer Michail, der die Stadt bereits verlassen hatte, blieben alle im belagerten Leningrad und arbeiteten für die Armee. Die Mutter nähte die Uniformen, Ljoka arbeitete am Hobel in der Fabrik der Admiralität, Schenja in der Munitionsfabrik, Nina bei der Errichtung von Verteidigungsanlagen. Tanja grub im Alter von elf Jahren Schützengräben und platzierte Bomben.

Eines Tages ging Nina zur Arbeit und kam nie zurück. Sie wurde zum Ladogasee geschickt und dann eilig evakuiert. Die Familie wusste nichts davon und hielt sie für tot. Nach einigen Tagen der Trauer bekam Tanja von ihrer Mutter Ninas Notizbuch, das später Tanjas Tagebuch wurde. Bereits zuvor hatte Tanja ein Tagebuch geführt, das jedoch im kalten Winter dem Ofen zum Opfer fiel, als nichts anderes mehr zum Heizen vorhanden war.

Jeden Tag stand Schenja auf, als es draußen noch dunkel war. Sie ging sieben Kilometer zu Fuß zur Fabrik, wo sie jeden Tag in zwei Schichten arbeitete und Minenhüllen herstellte. Nach der

Arbeit spendete sie Blut. Ihr schwacher Körper konnte die Belastung nicht aushalten und so starb sie schließlich bei der Arbeit. Als nächstes starb die Großmutter Jewdokija Grigoriewna, danach Ljoka. Es folgten Onkel Wasja und Onkel Ljoscha. Die Mutter war die letzte.

Die Kinderhand schrieb, von Hunger entkräftet, ungleichmäßig und wortkarg. Die zerbrechliche, durch unerträgliche Leiden arg angegriffene Seele war keiner lebhaften Emotionen mehr fähig. Tanja fixierte einfach reale Fakten ihres Daseins: die tragischen „Besuche des Todes“ in ihrem Heim.

„28. Dezember 1941. Schenja ist um 12.30 Uhr in der Nacht gestorben..“

„Oma ist um 3 Uhr des 25. Januar 1942 gestorben.“

„Ljoka um 5 Uhr morgens des 17. März 1942 gestorben.“

„Onkel Wassja um 2 Uhr nachmittags des 13. April 1942 gestorben.“

„Onkel Ljoscha, um 4 Uhr nachmittags des 10. Mai 1942.“

„Mutti, um 7.30 Uhr früh des 13. Mai 1942.“

„Alle sind tot.“ „Nur Tanja ist übrig geblieben.“

Im August 1942 wurden 140 Kinder aus Leningrad, darunter Tanja Sawitschewa, nach Krasny Bor (Oblast Nischni Nowgorod) evakuiert. Bis auf Tanja überlebten sie alle. Anastasija Karpowa, eine Lehrerin des örtlichen Waisenhauses, schrieb an Tanjas Bruder Michail, der sich 1941 außerhalb von Leningrad aufhielt: „Tanja lebt jetzt, aber sie sieht nicht gesund aus. Ein Arzt, der sie vor kurzem besuchte, sagt, sie sei sehr krank. Sie braucht Ruhe, spezielle Fürsorge, Ernährung, ein besseres Klima und vor allem zärtliche mütterliche Zuneigung.“ Im Mai 1944 wurde Tanja ins Schatkowski-Krankenhaus eingeliefert, wo sie einen Monat später am 1. Juli 1944 verstarb.

Sie wurde auf dem Friedhof der Siedlung begraben, und dort ruht sie unter einer marmornen Grabplatte. Daneben erhebt sich eine Stele mit einem Relief des Mädchens und einigen Seiten aus ihrem Notizbuch. Tanjas Aufzeichnungen sind auch in den grauen Stein des Denkmals „Blume des Lebens“ bei Sankt Petersburg [ehemals Leningrad; d. Verf.] eingemeißelt; es steht am dritten Kilometer der „Straße des Lebens“ aus der Blockadezeit.

Unter den Beweisen, die bei den Nürnberger Prozessen von der Anklage präsentiert wurden, war das Tagebuch Tanjas. Es bestand aus wenigen Seiten – für jeden Toten eine Seite.

Nina und Michail kehrten nach dem Krieg nach Leningrad zurück. Tanjas Tagebuch ist nun im Stadtmuseum Sankt Petersburg zu sehen; eine Kopie befindet sich im Piskarjowskoje-Gedenkfriedhof.

(nach: http://de.wikipedia.org/wiki/Tatjana_Nikolajewna_Sawitschewa)

„Auch ich habe eine Tochter“

Barbara Birlo aus Cieszyn [im Süden Polens gelegener Teil der polnisch-tschechischen Doppelstadt Cieszyn/Český Těšín in Schlesien; d. Verf.] erinnert sich:

„Nachdem man uns in der Woiwodschaft Kielce [eine polnische Großstadt in der Woiwodschaft Heiligkreuz im südöstlichen Teil Polens, rund 100 km nordöstlich von Krakau; d. Verf.] ausgesiedelt hatte, wurde mein Vater Schulleiter in der Ortschaft Pacanów. Bald darauf im Juli 1941, wurde er verhaftet (ich war knapp 15 Jahre alt) und in Kielce eingesperrt, später dann in Auschwitz, wo er im Jahre 1942 umkam.

Die Weihnachtsfeiertage des Jahres 1941 standen vor der Tür. Mutter bereitete ein sehr bescheidenes Abendessen für den Heiligen Abend vor, der erste ohne meinen Vater. Ich aber machte mich am 21. Dezember mit einem Paket zu ihm auf. Erst am Morgen des 23. Dezember kam ich am Gefängnis in Kielce an. Auf einem weiten Platz brannten drei Feuer, an denen sich Juden, Zigeuner und Polen wärmten. Ich stellte mich neben das ‚jüdische‘ Feuer, denn es war dem Gefängnistor am nächsten. Von dort kam ein deutscher Wächter heraus, er trug eine Reitpeitsche in der Hand, winkte mir zu und fragte: ‚Wo hast du deine Binde?‘ Wahrheitsgemäß antwortete ich: ‚Ich bin keine Jude.‘ Auf seine Frage, woher ich deutsch könne, antwortete ich, dass ich aus dem Posenschen ausgesiedelt worden war. Stotternd begann ich ihn um Hilfe zu bitten, denn ich war mir auf seltsame Weise irgendwie sicher, auf einen guten Menschen gestoßen zu sein. Ich sagte, ich hätte es nicht mehr rechtzeitig geschafft, ein Paket aufzugeben, damit Vater es zu den Feiertagen erhielte, und zu Hause wartete Mutter auf mich. Und da geschah ein Wunder. Der Deutsche nahm mir nach kurzem Zaudern das Päckchen ab und hieß mich warten. Nach einer Stunde kehrte er zurück. Er trug ein anderes Paket mit Vaters schmutziger Wäsche bei sich (der Deutsche hatte jetzt keine Reitpeitsche mehr in der Hand). Er sagte: ‚Mädchen fahre nach Hause. Übermorgen ist Weihnachten. Ich habe auch eine Tochter.‘ Und er verschwand im Tor des Gefängnisses.

Vor mir lag noch ein langer Rückweg. Doch ich ging die 20 km bis zur Eisenbahnstation ohne Müdigkeit zu spüren, denn ich freute mich, einen Menschen getroffen zu haben, der Weihnachten wie ich mit seiner Familie feiern wollte.“

(Turnau, S. 19)

Aus dem Tagebuch der Dea Walraven

Nach der Besetzung Indonesiens [ehemals Java; d. Verf.] durch die Japaner (1942–1945) mussten sich die dort lebenden Niederländer zunächst registrieren lassen. Dabei wurden sie, je nach Abstammung der Vorfahren, in verschiedene Kategorien eingeteilt. Ab Mai 1942 folgte nach und nach die Einweisung von

„Vollblut-Niederländern“ in Internierungslager. Zunächst waren die Männer an der Reihe, dann auch Frauen und Kinder. Sie mussten in „geschützten Vierteln“ wohnen. Im September 1943 waren die Internierungen der „Vollblut-Niederländer“ abgeschlossen. Anfangs wurden Indonesier mit der Aufsicht über die Lager beauftragt, im April 1943 übernahmen die jeweiligen japanischen Polizeichefs diese Aufgabe und im April 1944 schließlich das japanische Militär. In der letzten Phase verschlechterte sich die Situation dramatisch, vor allem aus Sicht der internierten Frauen. Hatten sie vorher zusätzlich zu den japanischen Rationen (häufig nicht mehr als 1000 Kalorien pro Tag, gegen Kriegsende noch deutlich weniger) Lebensmittel auf dem Markt einkaufen können, so war dies nun unmöglich. Das Gleiche galt für Arztbesuche. Außerdem wurden die Internierten nun in wenigen Lagern konzentriert, so dass diese bald völlig überfüllt waren und unhaltbare hygienische Zustände herrschten. Ungewohnt harte Arbeit und Körperstrafen durch die Japaner bedeuteten eine zusätzliche Belastung. Am Ende der japanischen Besatzung waren praktisch alle Internierten körperlich ausgezehrt, rund 13 Prozent der ca. 80 000 eingesperrten Zivilisten sind in den Lagern umgekommen.

Dea Walraven erinnert sich: *„Meine beiden Eltern waren in Indonesien geboren und ihre Eltern und Großeltern auch. Darum wurden wir bei der Registrierung durch die Japaner in die Kategorie Belanda Indo III (dritte Generation indonesischer Niederländer) eingeordnet. Es war klar, dass die Belanda Totoks, die in den Niederlanden Geborenen, von den Japanern als die ‚feindlichsten‘, angesehen wurden, und so wurden sie auch bald in Lager eingewiesen. Meine Eltern waren bei ihrer Heirat schon älter und als der Krieg ausbrach, war mein Vater bereits 62. Darum lebte mein Vater noch ganz normal bei uns zuhause, zusammen mit meiner Mutter und drei Kindern, was sehr ungewöhnlich war: Die Väter vieler Freunde und Freundinnen von mir waren direkt nach der Kapitulation in Kriegsgefangenenlager gebracht worden. Die Mütter mussten mit der Situation dann allein fertig werden. Schon bald verschwanden auch die noch freien Männer und die Jugendlichen, die älter als 18 Jahre waren; sie kamen in Männerlager.*

Kurz danach wurden auch die Frauen und Kinder, die in den Niederlanden geboren waren, abgeholt; sie kamen in die Frauenlager. [...] Die Freiheit außerhalb des Lagers war nur falscher Schein, denn auch wir waren nicht frei: man war in seinem eigenen Haus gefangen bzw. in dem Haus, in das man eingezogen war. Außerhalb des Lagers stellten sich eigentlich zwei Fronten gegen uns: die Japaner als Besatzer und die Indonesier, von denen vor allem die jüngeren deutlich zu erkennen gaben, auf welcher Seite sie standen. Unsere Hausangestellten wagten es schon bald nicht mehr zu kommen. Allmählich hatten wir auch kein Geld mehr; darum wurde getjatut (Tauschhandel betrieben). Ich kann mich erinnern, dass wir in der ersten Zeit noch Möbel-

stücke oder Zierrat an reiche Chinesen verkaufen konnten. Später waren nur noch Kleidung und Wäsche laku (begehrt). Weil mein Vater es wegen seiner blauen Augen nicht mehr wagte, nach draußen zu gehen (er tauchte unter), und meine Mutter, die bereits in psychiatrischer Behandlung war, dieser Situation absolut nicht mehr gewachsen war, musste ich als ältestes von drei Kindern zum pasar (Basar), um einzukaufen. Dort war es für ein zehn Jahre altes weißes Kind ganz schön unheimlich. Ich passte immer auf, dass ich meinen pendafteran (Personalausweis), um den Hals gebunden, bei mir hatte, so dass ich mich legitimieren konnte. Ich spürte, wie die Blicke der Verkäufer immer feindlicher wurden, und einige weigerten sich öffentlich, mir etwas zu verkaufen oder verlangten wahnsinnig hohe Preise für Abfallreis und Kankung (eine Gemüsesorte). Etwas anderes war kaum zu bekommen.

Auch außerhalb der Lager war der fortdauernde Kampf um Essen im Gange. In den Lagern war man in gewissem Maße geschützt und man bekam Lebensmittel, wenn auch zu wenig. Wir mussten uns immer wieder nach draußen wagen, um an Nahrung zu kommen und waren dabei den aufgehetzten heihos (indonesische Hilfssoldaten) ausgeliefert, denn die japanische Propaganda funktionierte. Sogar auf dem pasar liefen diese jungen Männer mit ihren bambu runcing (angespitzte Bambusstöcke) herum und belästigten einen, was ihnen sichtlich Spaß machte. Die Tatsache, dass wir nicht genug zu essen bekamen, offenbarte sich in Hungerödemen. Meine Schwester bekam Typhus und ich Diphtherie, aber Medikamente gab es auch außerhalb der Lager nicht. Auch bei einem Arzt bin ich nie gewesen, aber wir haben es auch so überlebt. Auch das Kochen wurde zum Problem: schon bald gab es keinen arang (Brennholz bzw. Holzkohle) mehr; wir haben alles Mögliche zerhackt, um es zu verbrennen. Schon bald gab es außerdem keinen Strom mehr; darum legten wir uns ins Bett, sobald es dunkel wurde. Irgendwann hatten wir auch kaum noch etwas anzuziehen, denn alles war gegen Essen getauscht.“

(<http://www.uni-muenster.de/HausDerNiederlande/zentrum/Projekte/Schulprojekt/Lernen/Dekolon/40/30.html>)

In den Lagern auf Mitteljava wurden im Laufe des Jahres 1944 auch die Frauen und Kinder aus Ostjava konzentriert. 1945 mussten alle Jungen, die in dem Jahr 11 Jahre alt wurden, die Frauenlager verlassen. Der Junge auf dem Foto ist nicht älter als acht und durfte bleiben.

Besatzungskinder

„Meine Mutter hat mir nie etwas über meinen Vater erzählt“, so die Aussage vieler Kinder von ehemaligen Wehrmachtssoldaten in Europa. Die Existenz dieser Kinder, für die es im Deutschen keine Begrifflichkeit gibt, ist so etwas wie ein Tabuthema. Man nimmt heute an, dass in den Kriegsjahren aus Verbindungen zwischen deutschen Soldaten und Frauen in den besetzten Gebieten etwa ein bis zwei Millionen Kinder hervorgingen, genaues Zahlenmaterial aber existiert nicht. Die Ursachen dafür sind vielfältig, so waren uneheliche Schwangerschaften in den 40er Jahren grundsätzlich noch verpönt, zudem konnte eine Beziehung zu dem Feind leicht als Landesverrat gelten, weswegen man versuchte, diese zu vertuschen. Dementsprechend waren Kinder aus solchen Verbindungen und deren Mütter nach dem Krieg oft Anfeindungen ausgesetzt, andere dagegen durften eine normale Kindheit erleben. Zur Adoption freigegeben, kaum Kenntnisse über die eigenen Wurzeln – diese vielfältigen Probleme finden erst jetzt Anerkennung.

Über sein Leben in Frankreich berichtet **Daniel Rouxel**, der Sohn einer Französin und eines deutschen Wehrmachtssoldaten:

„Der Gemeindedirektor hievte den kleinen, blonden Jungen auf eine Stufe, damit ihn alle sehen konnten, und sagte: ‚Was ist der Unterschied zwischen einem Deutschen und einer Schwalbe? Wenn eine Schwalbe in Frankreich Junge zeugt, nimmt sie sie mit, wenn sie geht. Der Deutsche lässt sie hier.‘ Die Sonntagsmesse im Örtchen Mégrit in der Bretagne war gerade vorbei, irgendwann Anfang der fünfziger Jahre. Das ganze Dorf hörte mit.“

(<http://www.kriegsboern.dk>)

Über die Kindheit eines **Dänen** wird berichtet:

„Im Haus wohnte ein Mann namens Nielsen, der ihn ständig mit Beschimpfungen wie ‚Du Nazischwein‘ verfolgte. Der Junge hatte große Angst vor ihm, und wenn er ihn im Treppenhaus kommen hörte, klingelte er an der der Wohnungstür, vor der er zufällig gerade stand, rief: ‚Nielsen kommt!‘ und stürmte hinein. Alle Nachbarn ‚halfen‘ ihm auf diese Weise, aber niemand sagte oder tat sonst etwas. Kurz bevor der Junge zur Schule kam, band ihn dieser Nielsen an das Treppengeländer, kippte einen Latrineeimer voller Urin, Kot und Papier über ihm aus und ging weg. Der Junge sah ihn nie wieder.“

(Drolshagen, S. 116)

Eine **Norwegerin** berichtet:

„Die Hebamme hielt das Baby für tot, sie warf es schnell in eine Schublade. Die junge, geburtsmüde Mutter sah das wohl mit Erleichterung. Für ein paar Sekunden mag es ihr vorgekommen sein, als sei sie dem Schicksal gerade noch entwischt, als sei ihr Leben doch noch nicht verpfuscht. Dann gellte aus der Schublade plötzlich ein trotziger kleiner Schrei. Es war Kiki, die da schrie, einer Welt entgegen, in der sie niemand willkommen hieß.“

Kiki, deren Verbrechen es war, das Kind eines deutschen Besatzungs-Soldaten zu sein. Kiki, die Schande brachte in das zwischen Fjord und Berg geklemmte Holzhaus in dem norwegischen Tal Surnadal.

Der Krieg war zu Ende, als Kiki Skjermo im August 1945 geboren wurde. Die deutschen Soldaten – eine halbe Million hatte die Wehrmacht zwischen 1940 und 1945 in Norwegen stationiert – saßen in Gefangenschaft, ihre norwegischen Geliebten wurden von hasserfüllten Landsleuten interniert, bespuckt, beschimpft, kahl geschoren. Auch Kikis Mutter nannten sie eine ‚Deutschendirne‘, doch sie hatte noch Glück: Sie kam unversehrt davon, als ihr Bruder versuchte, sie mit einer Axt zu erschlagen; eine Inhaftierung wurde ihr nur angedroht, die Haare blieben dran. Das Spargeld wurde ihr genommen, und in anonymen Briefen stand: ‚Solche wie du haben unsere norwegischen Soldaten ins Grab gebracht.‘

Für Kiki blieb keine Liebe übrig. ‚Meine Mutter hat mich nie angefasst, mir nie den Kopf getätelt, mich nie auf den Schoß genommen‘, sagt sie. ‚Sie ließ mich spüren, dass ich ihr Leben zerstört habe. Und ich fühlte mich schuldig.‘“

(<http://www.krisboern.dk/artikler/kiki.htm>)

Nach dem Krieg verleugnen auch die Mütter oft, dass ihre Kinder von Deutschen sind, auch um sich das Leben zu erleichtern. „Ich bin am 19. Februar 1945 geboren. Das ist mein tatsächliches Geburtsdatum. Aber in der Geburtsurkunde ist der 15. Mai eingetragen. Das wurde deshalb so arrangiert, um zu verheimlichen, wer mein wirklicher Vater ist, damit wir nicht nach Sibirien gehen mussten. Denn wenn ich erst im Mai geboren wurde, hieß dies, dass ich bereits nach dem Abmarsch der Deutschen gezeugt wurde.“

(Drolshagen, S. 41)

Eine **dänische Mutter** beantragte eine Namensänderung für ihr Kind:

„Die Antragstellerin gab als Grund für den Antrag an, dass ihr Sohn im April 1951 eingeschult werde und dass sie fürchte, dass ihr Sohn, der den Nachnamen seines deutschen Vaters trägt, in der Schule verspottet werden könnte, weil er einen deutschen Namen hat und nicht ihren Nachnamen trägt.

Die Antragstellerin bittet weiterhin darum, dass die Berufsbezeichnung des Vaters im Kirchenbuch von ‚deutscher Marine-soldat‘ in seinen zivilen Beruf ‚Typograph‘ verändert wird.“

(Drolshagen, S. 39)

Andere Kinder dagegen wussten gar nichts davon, dass ihre Väter Deutsche waren. Oftmals wurden sie von den Großeltern oder anderen Verwandten aufgezogen. Von ihrer Herkunft erfuhren sie oft nur durch Klatsch, Tratsch oder andere Zufälle.

So berichtet die Französin **Edwige**:

„Die Identität meines Vaters erfuhr ich unter dramatischen Umständen. Ich war dreizehn. Niemand hatte mir bis dahin gesagt,

wer mein Vater ist. Als wir im Gymnasium Deutsch als zweite Fremdsprache bekamen, wurde ich rasch die Beste. Eines Tages bemerkten Mitschülerinnen hämisch zu mir, dass es für mich nichts Besonderes sei, die Beste in Deutsch zu sein, schließlich sei mein Vater ja ein ‚boche‘ – ein dreckiger Deutscher. Das war die schlimmste Beleidigung. Ich war am Boden zerstört.

Wer mein Vater war, musste ich also von Mitschülerinnen erfahren. Weder meine Mutter noch jemand anderer aus der Familie hatte mir vorher etwas gesagt.

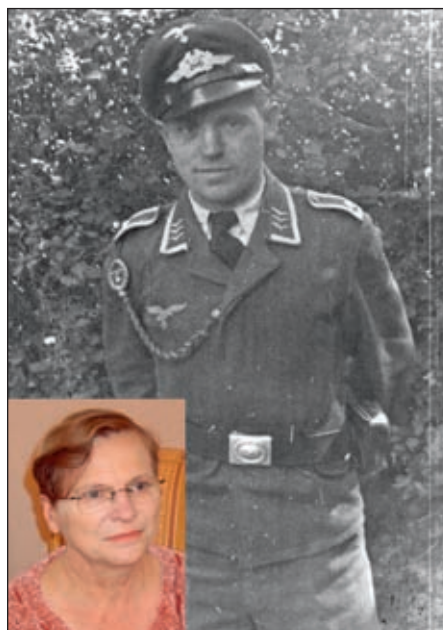
Erst mehrere Jahre nach dem Vorfall in der Klasse entdeckte ich, dass es viele solche wie mich gab. Allein in unserem Dorf wohnen mindestens fünf oder sechs. Darunter Zwillingenmädchen. Die meisten Mütter hatten sich später normal verheiratet. Damit war die bürgerliche Fassade in Ordnung.“

(Drolshagen, S. 107ff.)

Eine **Ukrainerin** vertuschte die Geburt ihrer Tochter folgendermaßen:

„Ich inszenierte es so: Ich habe dich unterm Birnbaum am Haus ausgesetzt. Dort solltest du liegen, bis dich jemand findet, und dann wollten wir dich zu uns ins Haus holen. Und dann wollten wir dich aufziehen. Und so haben wir das auch gemacht. Wir haben dich unter den Birnbaum gelegt. Da hast du gelegen, bis dich unsere Nachbarn bemerkt haben. Dann haben wir dich zu uns genommen. Die Wahrheit musste verborgen bleiben. Deshalb zog dich deine Großmutter auf. Du nanntest sie Mama. Aber deine Mutter – das bin ich, von der du denkst, ich wäre deine Schwester. Aber ich bin deine Mutter.“

(Drolshagen, S. 110)



Chantal Le Quen-trec suchte ihren österreichischen Vater Anton Rauter, der 1942 nach Frankreich kam. Die Suche verlief erfolglos. Sein Schicksal ist ungewiss.

Lidice – das Dorf, das in einer Nacht aufhörte zu existieren



1972 wurde mit der Errichtung der ausdrucksstarken Statuen am Ort des Verbrechens begonnen. Nach der politischen Wende konnten sie nur mit Hilfe von Sponsoren fertig gestellt werden. Das Mahnmal „Die Kinder von Lidice“ wurde von Marie Uchytilova begonnen und nach ihrem Tod von Jiri Hampl beendet.

Daten und Fakten

27.5.1942: In Prag wird der von der nazideutschen Besatzungsmacht eingesetzte „stellvertretende Reichsprotektor von Böhmen und Mähren“, Reinhard Heydrich, bei einem Attentat tschechischer Widerstandskämpfer schwer verletzt; er stirbt am 4. Juni.

10.6.1942: Als „Vergeltung“ wird die tschechische Ortschaft Lidice, ein kleines Dorf, etwa 20 Kilometer nordwestlich von Prag, von der SS dem Erdboden gleichgemacht.

Am Abend des 9. Juni 1942 bemerken die Bewohner ungewöhnlich viele deutsche Kraftfahrzeuge und Soldaten. Alle männlichen Einwohner ab 15 Jahren werden erschossen, die Frauen werden von ihren Kindern getrennt und in ein Konzentrationslager gesteckt; die Kinder zur „Eindeutschung“ an deutsche Familien übergeben. Nur bei 16 der rund 100 Kinder lässt sich nach Kriegsende die Identität rekonstruieren.

Vom ursprünglichen Lidice selbst hat die SS absolut nichts übrig gelassen. Nachdem die Männer exekutiert, Frauen und Kinder verschleppt worden sind, werden als letzte Maßnahme die Häuser in Brand gesteckt und gesprengt. Der ganze Ort wird niedergebrannt und die Ruinen von Angehörigen des Reichsarbeitsdienstes (RAD) Stein für Stein abgetragen. Der Friedhof wird umgeackert und der Bach, der durch das Dorf geht, umgeleitet. Diejenigen Männer, die nicht sofort erschossen werden konnten, weil sie in der nahe gelegenen Industriestadt Kladno Nachtschicht an den Hochöfen hatten, werden wenige Tage später in

Prag gefasst und dort exekutiert. Nichts, was auch nur im Entferntesten mit dem Ort zu tun hat, soll übrig bleiben – für die Nazis die einzig angemessene Antwort auf die Ermordung von SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich durch zwei Exiltschechen.

Beispiele für Kinderschicksale

Vaclav Zelenka

Dass Vaclav Zelenka am 10. Juni 1942 von SS und Gestapo am Leben gelassen wurde, verdankt er seinem ehemals blonden Haar nebst blauen Augen. Zusammen mit einem weiteren Jungen und sieben Mädchen wurde er als „eindeutschungswürdig“ klassifiziert und zur „Aufnordung des deutschen Volkes“ in das NS-Erziehungswesen eingegliedert.

Die folgenden Stationen im Leben des Tschechen waren von häufigen Ortswechseln und bitteren Erfahrungen geprägt. Bis zum Herbst 1944 wurde er in einem Umerziehungslager in der Nähe von Posen, im heutigen Polen, untergebracht. Als die Front gefährlich näher rückte, kam er in ein Kinderheim der damaligen „Ostmark“ nach Oberweis am Traunsee. Hier war Zelenka bis Februar 1945 interniert. Hier war es auch, wo Zelenka bereits als Sechsjähriger auf sein künftiges Dasein als Soldat der Deutschen Wehrmacht vorbereitet wurde. Er kann sich heute noch an die strikte Disziplin und die Härte erinnern, mit der die dortigen Erzieher vorgingen. Stundenlanges, bewegungsloses Sitzen und Spalierstehen sollte den jungen Ex-Tschechen an Zucht und Ordnung gewöhnen. Knapp vor Kriegsende, am 14. Februar 1945,

wird der Siebenjährige abermals verlegt. Er kommt in einen Vorort von Dresden und wird der dort wohnenden Familie Wagner überlassen.

Ab nun heißt Vaclav Zelenka Rolf Wagner. Sein Einstand in der neuen, ungewohnten Umgebung hätte schlechter nicht sein können. Genau am Tag seiner Ankunft laden tausend alliierte Bomber in mehreren Angriffswellen Bombenteppiche über der deutschen Großstadt ab, etwa 25 000 Menschen finden in den Feuerstürmen den Tod, das Stadtzentrum wird völlig zerstört. Zelenka hat Glück und überlebt das Inferno unverletzt. Er bleibt in der Folge bei der deutschen Familie Wagner in Betreuung.

Unterdessen ist der Krieg zu Ende, die Frauen von Lidice, die die KZ-Gräuel überlebt haben, sind frei. Keine weiß, ob ihre Kinder noch am Leben sind und wenn ja, wo sie sich befinden. Auch die Mutter von Vaclav Zelenka hat im KZ Ravensbrück (Brandenburg) überlebt. Am 10. Juni 1945, anlässlich der ersten Totengedenkfeier für die Opfer aus Lidice, richtet eine der verzweifelten Mütter an die neue politische Führung der Tschechoslowakei die Bitte um Mithilfe bei der Suche nach den Verschollenen. Hana Benešova, die Frau des tschechischen Staatspräsidenten Edvard Beneš, ruft „Repatriierungsgruppen“ ins Leben, die den Spuren der Verschleppten in Deutschland und Polen nachgehen. Am 1. Mai 1947 wird Rolf Wagner von den tschechischen Behörden als der vermisste Vaclav Zelenka identifiziert, am 28. Mai sieht ihn seine Mutter zum ersten Mal wieder. Nach der ersten, überschwänglichen Freude folgte allerdings der Moment der Ernüchterung, wie sich Zelenka erinnert: Er konnte damals kein Wort Tschechisch, die Mutter sprach kein Deutsch. Vor allem seine Brüder wollten den nicht akzeptieren, der nichts als die Sprache des Erzfeindes sprach. Das Problem war nach relativ kurzer Zeit ausgeräumt, denn Neunjährige lernen schnell.

Heute spricht Zelenka von sich aus kaum ein Wort Deutsch, obwohl man merkt, dass er die Sprache immer noch versteht. Seine dramatische Vergangenheit holt ihn unmittelbar noch einmal ein, als seine Dresdner Pflegemutter Wagner 1968 Lidice besucht. Zu einem Eklat zwischen ihr und seiner leiblichen Mutter kommt es, als Frau Wagner ihren Ex-Zögling konsequent als „Rolf“ anspricht.

Marie Supiková

Marie wurde am 22. August 1932 in Lidice geboren. Ihre Mutter und Großmutter wurden mit den anderen Frauen aus dem Dorf in das Konzentrationslager Ravensbrück verschleppt. Als die Kinder von Lidice in Łódź angekommen waren, wählten die deutschen Besatzer sieben Kinder aus, die sie für „rückdeutschungsfähig“ hielten, auch Marie zählte zu ihnen. Als „rückdeutschungsfähig“ galten den Nazis Kinder, die zum Beispiel blaue Augen und blonde Haare hatten. Diese Kinder wurden dann deutschen Familien zur Adoption angeboten. Marie kam zu Familie

Schiller nach Posen (poln. Poznań), das damals im Deutschen Reich lag. Fortan hieß Marie Ingeborg Schiller, durfte nur noch Deutsch sprechen und musste ihre Herkunft verschweigen. Nach dem Krieg startete das Komitee „Opfer des Faschismus“ eine Suchaktion nach den Kindern aus Lidice. Marie meldete sich und kehrte kurze Zeit später in ihre Heimat zurück.



Marie besucht ihre kranke Mutter im Krankenhaus in Prag

Als Marie ihre Mutter im Prager Krankenhaus wiedertraf, konnten sie sich nicht mehr verständigen, denn Marie hatte während ihres Aufenthalts bei der Familie Schiller ihre Muttersprache Tschechisch verlernt. Die schwerkranke Mutter starb schon vier Monate nach dem Wiedersehen. Marie lebte anschließend bei ihrer Tante, die durch die Vergeltungsaktion der Nazis in Lidice ihren Mann und drei Kinder verloren hatte.

Die meisten derer, die das Inferno überlebt haben, sind nach 1945 wieder in die Gegend von Lidice gezogen, haben ein Haus erworben und sind mittlerweile Großmütter und -väter. Ihre bitteren Erfahrungen, der Verlust von Kultur und Muttersprache und die Verleugnung der eigenen Wurzeln in den prägenden Jahren der Kindheit und Jugend und die seelischen Grausamkeiten beeinflussten das ganze Leben dieser Kinder bis zu ihrem Tod.

Heute ist Lidice längst zu einem international bekannten Symbol für den fanatischen Vernichtungswahn des NS-Regimes und ein Mahnmal für Toleranz geworden. Jedes Jahr pilgern tausende Tschechen, Deutsche, Skandinavier und Japaner zu der Gedenkstätte. Im Museum selbst ist das zu sehen, was der Zerstörungswut der SS entging: Eine durchschossene Hausnummerntafel, ein Leiterwagen, Fotos der Lidice-Eishockeymannschaft und vor allem die Portraits aller 192 Männer, die von der SS erschossen wurden.

(Wikipedia, wzone, www.stiftung-denkmal.de)

Wer das nicht erlebt hat, kann sich überhaupt nicht vorstellen, dass es so etwas hat geben können.

Überlebende aus Lidice

Kinder erleben Bombenangriffe

Dresden: 13./14. Februar 1945

Lothar Metzger erinnert sich:

„Es war der 13. Februar 1945 – ich lebte damals mit meiner Mutter, meiner älteren Schwester (13 Jahre), meiner jüngeren Schwester (5 Jahre) und unseren Zwillingen, zwei Mädchen, im September 1944 geboren, in Dresden und freute mich auf meinen 10. Geburtstag am 16. Februar – in drei Tagen. Von meinem Vater, Zimmermann von Beruf und 1939 zur Wehrmacht eingezogen, Dienstgrad Obergefreiter, hatten wir die letzte Post aus der damaligen Sowjetunion, im August 1944 erhalten. Meine Mutter litt furchtbar darunter, dass all ihre Briefe mit einem Vermerk ‚Nicht zustellbar‘ zurückkamen. Unsere Dreizimmerwohnung befand sich in der 4. Etage des Hauses Dürerstraße 89, eine Arbeiterwohngegend im Stadtteil Johannstadt. In meinen Erinnerungen war der 13. Februar – es war Fasching, und wir Kinder liefen mit Luftschlangen um den Hals und komischen Hüten auf dem Kopf umher – ein kalter Tag aber ohne Schnee. Die Ostfront rückte näher. Dies zeigte sich daran, dass ständig Einheiten der Wehrmacht nach Osten und große Trecks von Flüchtlingen auf ihren Weg nach Westen durch die Stadt zogen. [...]

Der Fliegeralarm gegen 21.30 Uhr war für uns Kinder eine Angelegenheit, die wir kannten. Das Heulen der Sirenen auf dem Nachbarhaus, schnelles Aufstehen nachts, anziehen und in den Keller rennen, waren wir gewöhnt. Meine große Schwester und ich trugen je eine unserer Zwillingsschwestern. Unsere Mutter betrat kurz nach uns den Keller des Hauses. Sie trug einen Notkoffer und Milchflaschen für die Kleinen. Ein Hausbewohner hatte ein Radio im Keller und mit Entsetzen hörten wir die Meldung: ‚Achtung, starke feindliche Bomberverbände befinden sich im Anflug auf das Stadtgebiet‘. Diese Radiomeldung ist nahezu wörtlich, für mich unvergesslich.

Kurze Zeit später hörten wir ein schreckliches, nie gehörtes lautes Brummen, die Motorengeräusche der anfliegenden Bomberverbände. Unmittelbar danach begann das Inferno der pausenlosen Explosionen und Detonationen. Unser Keller begann zu brennen und an einem Ende war er offensichtlich eingestürzt. Das Licht erlosch und verletzte Hausbewohner schrien furchtbar. Es entstand Panik und alle Hausbewohner versuchten den Keller zu verlassen. Uns gelang es. Meine Mutter und meine große Schwester trugen einen Wäschekorb, darin befanden sich unsere Zwillinge. Ich hielt meine kleine Schwester an der Hand, mit der anderen Hand hielt ich mich an Mutters Mantel fest. Als wir die Straße betraten, erkannte ich diese nicht mehr. Von unserem Haus war unsere 4. Etage, damit unsere Wohnung, nicht mehr vorhanden, der Rest des Hauses brannte. Ebenso standen die anderen Häuser unserer Straße in hellen Flammen. [...]

Wir flüchteten in den Keller eines Hauses, welches offensichtlich unbeschädigt war. Dieser Keller war übertoll mit verstörten Men-

schen, teilweise mit schrecklichen Brandverletzungen und anderen Wunden. Das Licht war ausgefallen, nur spärliche Beleuchtung durch einige Taschenlampen gab es. Viele Menschen weinten und beteten. Plötzlich hörten wir erneut diese schrecklichen, sich nähernden Geräusche anfliegender Bomberverbände und wieder begannen schreckliche Explosionen in unserer unmittelbaren Nähe. Der zweite Nachtangriff hatte begonnen. Auch dieses Haus wurde getroffen und der Keller begann zu brennen. [...] Wir befanden uns gerade in der Nähe eines Kelleraufganges, als uns eine große Anzahl von Menschen entgegenkam. Im Keller herrschte ein unbeschreiblicher Zustand. Die Seitenkeller brannten teilweise, immer wieder kam es zu Explosionen von Gasleitungen, anderen explosiven Materialien oder verursacht durch weitere Bombenabwürfe. Die Luft zum Atmen wurde immer weniger; der Qualm der Brände aber immer mehr. Alles versuchte in fast völliger Dunkelheit in unvorstellbarer Panik, den Keller über die genannte Kellertreppe zu verlassen. Menschen wurden niedergetreten, Gepäck aus den Händen gerissen oder liegen gelassen. Verzweifelt kämpfte meine Mutter um den mit nassen Windeln zugedeckten Korb mit unseren Zwillingen. Er wurde ihr aus den Händen gerissen und wir wurden die Treppe empor geschoben. [...]

Ein Soldat versuchte die Menschen am Verlassen des Hauses zu hindern, da dies den sofortigen Tod bedeuten würde. Meine Mutter jedoch bedeckte uns mit Decken und Mänteln, die sie in einer Wanne mit Wasser gefunden hatte und zog uns auf die Straße. [...] Meine Mutter hatte eine kleine Tasche mit Papieren bei sich, den Rest unserer Habe, an der einen Hand mich, an der anderen Hand meine kleine Schwester. Meine große Schwester, die sich stets neben uns befand, war plötzlich nicht mehr bei uns. Meine Mutter lief sofort zurück, fand sie aber nicht. Den Rest der Nacht verbrachten wir im Keller des Johannstädter Krankenhauses. [...]

Am zeitigen Morgen des 14. Februars gingen wir zurück, um meine große Schwester zu suchen und die Zwillinge, wenn möglich, zu holen. Es war ergebnislos. Unser Haus in der Dürerstraße war nur noch eine brennende Ruine. [...] Total übermüdet mit verbrannten Haaren und Brandwunden liefen wir dann am Vormittag des 14. Februar auf der Loschwitzter Straße Richtung Loschwitz Brücke. In deren Nähe konnten wir uns in einem Haus waschen, etwas essen und endlich schlafen. Aber nur kurze Zeit, denn es begann der Tagesangriff vom 14. Februar auf die



Zerstörte Frauenkirche in Dresden

**Zerstörte
Innenstadt
von Dresden**

brennende Stadt Dresden. Auch dieses Haus wurde getroffen, brannte und die letzten Papiere meiner Mutter blieben in den Flammen. Völlig verstört und am Ende unserer Kräfte liefen wir über die beschädigte Loschwitzer Brücke, das ‚Blaue Wunder‘, Richtung Grundstraße. Hilfsbereite Menschen nahmen uns auf, den Rest unserer Familie. Wir waren nur noch drei. Zu meinem 10. Geburtstag am 16. Februar, ich hatte ihn vergessen, überraschte mich meine Mutter mit einem kleinen Stück Wurst, welches sie von einer Verpflegungsstelle des ‚Roten Kreuzes‘ zusätzlich erbettelt hatte.

Die Suche nach meiner großen Schwester in den folgenden Tagen und Wochen blieb ohne Ergebnis. An die letzten Wände unseres zerstörten Hauses in der Dürerstraße schrieben wir unsere zeitweilige Anschrift in der Grundstraße. Mitte März 1945 wurden wir in ein kleines Dorf in der Nähe von Oschatz evakuiert. Am 31. März 1945, dem 34. Geburtstag meiner Mutter, erhielt sie einen Brief von meiner großen Schwester; sie lebte. In dieser verhängnisvollen Nacht im Feuersturm hatte sie uns verloren und sich verirrt. Mit anderen elternlosen Kindern wurde sie nach Bad Schandau gebracht. Später fand sie an den Trümmern unseres alten Hauses die Adresse der Grundstraße. Anfang April holte meine Mutter meine Schwester dann zu uns.

Diese schrecklichen Erlebnisse der Bombennacht von Dresden haben jahrelang zu wirren Träumen und Schlaflosigkeit, zu psychischen Störungen bei mir und dem Rest meiner Familie geführt.

Nachsatz:

Im August 1991 verstarb meine Mutter in Berlin. In ihrem Nachlass fand ich keine Sterbeurkunden über meine zwei Schwestern, die Zwillinge. Da ich diese benötigte, schrieb ich an das Standesamt/Urkundenstelle der Landeshauptstadt Dresden mit der Bitte, mir diese Sterbeurkunden zu übersenden. Mit Datum 08.02.1993, Aktenzeichen Fri 34.3. wurde mir mitgeteilt: „dass die gewünschten Sterbeurkunden nicht ausgestellt werden, da die Fälle in der Luftangriffskartei nicht vermerkt sind.“

*Lothar Metzger, Berlin im Mai 1999
(<http://www.zeitzeugenarbeit.de/metzger.htm>)*

Würzburg: 16. März 1945

Georg Götz wurde am 14. März 1945 neun Jahre alt. Er bewohnte mit seiner Mutter in der Petrinistraße 11, im Würzburger „Eisenbahnerstadtteil“ Grombühl eine Zweizimmerwohnung im Parterre eines dreistöckigen Mietshauses. Durch vorangegangene Luftangriffe fehlten in mehreren Fenstern der Wohnung die Scheiben, die durch aufgenagelte Pappdeckel notdürftig geschützt wurden. Wertvolle Gegenstände befanden sich im Gartenhaus des Großvaters am Oberen Schalksberg, in der Nähe vom Bismarckwäldchen. Hier hielt sich die Familie seit einiger Zeit über Nacht auf, da sie sich dort sicherer fühlte. Am Angriffstag waren Georg, seine Mutter, sein Großvater, eine Tante und zwei benachbarte Frauen im Garten. Es wurde gebetet und gegessen, von der Stadt herauf heulten die Sirenen. Wieder einmal war Fliegeralarm, eigentlich schon gar nichts Ungewöhnliches mehr.

Georg berichtete:

„Wir aßen weiter, es gab Kartoffeln mit Salz, Butter und Käse. Wir waren noch nicht fertig, als meine Tante mal schnell den Raum verließ und ins Freie ging. Hastig und aufgeregt kam sie sofort zurück und rief, dass über dem Luitpoldkrankenhaus und dem Flugplatz ‚Christbäume‘ am Himmel stehen. Alle verließen sogleich das Häuschen, und wir sahen, wie die Leuchtkugeln langsam runterkamen. [...] Ich weiß nicht mehr, wie viel Zeit verging, bis es zu den ersten Einschlägen kam. Jedenfalls fing es an, dass ohrenbetäubende Detonationen von der Stadt heraufdrangen. Der Krach wurde stärker und stärker, und ich hatte auf einmal unheimliche Angst. Plötzlich tat es einen gewaltigen Schlag: eine Bombe hatte unser Gartenhaus getroffen. [...]“

Meine Mutter rief schnell: ‚Wir müssen raus!‘, und schon eilte sie zur Tür und verschwand im Freien. Sie dachte wohl, dass ich ihr hinterher folge, aber ich zögerte. Ich wollte gerade durch die Tür springen, als genau vor mir auf der Türschwelle eine Brandbombe einschlug. Ich sah nur noch Feuer, das wie eine Wand vor mir die ganze Tür ausfüllte. Ich schrie und wusste nicht, was ich tun sollte. Es war meine Mutter, die sich umdrehte, durch das Feuer langte und mich herauszog. [...] Das Gartenhaus brannte bereits lichterloh, meine Mutter zog mit aller Kraft ein kleines Sofa und einige Betten aus der brennenden Laube. [...] Hier saßen wir nun in einem ausreichenden Abstand zum in Flammen stehenden Gartenhaus. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass es im ganzen Garten brannte. Überall lagen Brandbomben und vom Garteneingang lief eine brennende Flüssigkeit den Weg hinunter. Die ganze Stadt war in Feuer eingehüllt und es krachte ununterbrochen. Was man von hieraus sah, war unbeschreiblich. Die Detonationen in der Stadt wurden weniger, das unheimliche Brummen in der Luft ließ nach, doch das Brausen eines Sturmes blieb. Rauch und Brandgeruch machten sich plötzlich breit. [...]“

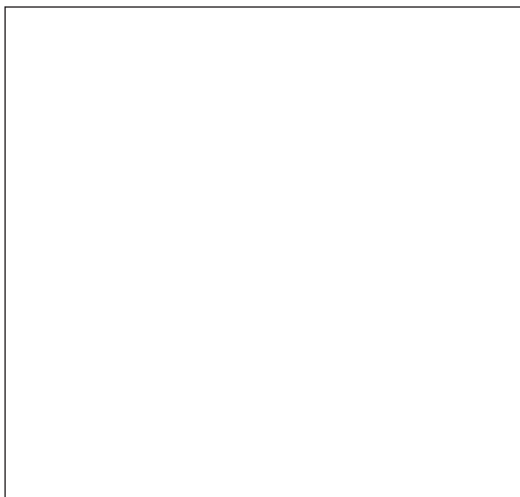
Am nächsten Tag wurde es nur langsam hell. Erst jetzt sah man das ganze Ausmaß der Vernichtung. Über der Stadt lag eine eigenartige Beleuchtung. Der Himmel war trüb vom Rauch. Es brannte an vielen Stellen, und in den Rauchschwaden tauchten dunkle Turmrümpfe auf. Ich weiß es nicht wie spät es war, aber es war noch früh am Tag, als meine Mutter sagte: ‚Wir gehen hinunter nach Grombühl, vielleicht ist noch etwas zu retten.‘

Auf dem Weg zur Stadt kamen uns immer wieder Leute entgegen, die einige wenige Habe bei sich trugen. [...] An der Petrinistraße mussten wir unseren Plan, weiter vorzudringen, aufgeben. Die Oberleitungen der Straßenbahn lagen heruntergerissen kreuz und quer in der Straße, und zu den Mauerteilen kamen unüberwindliche Eisenträger, die große Hitze ausstrahlten. Von unserem Standpunkt sahen wir, dass unser Wohnhaus, Petrinistraße 11, noch stand, doch mehr nicht. [...]

Am Zugang zum Hinterhof schaute unter einer Blechhütte ein kleines Leiterwägelchen hervor. Wir gingen hin, und meine Mutter holte es heraus. Die Deichsel war kaputt, doch Mutter band einen langen Lappen, den wir fanden, daran und wir zogen es damit in den Garten. Unterwegs bekam ich auf einmal Hunger – wir hatten ja noch nichts gegessen. Von fremden Leuten bekam ich ein Stück Brot. Kaum im Garten zurück, heulten die Sirenen und unmittelbar danach hörte man das Brummen von Flugzeugen. Ich schrie und sagte, dass ich nicht mehr hierbleiben will. Meine Mutter nahm mich, und wir brachen sogleich auf. ‚Wir gehen nach Rimpf‘, sagte sie. [...] Unterwegs flogen Tiefflieger so dicht über uns, dass wir im ‚Versbacher Kämmele‘ Zuflucht suchen mussten. Schüsse schlugen neben uns ein.

In Rimpf gab es auf einem Bauernhof nun erst mal zu essen und zu trinken. Mit nichts sind wir hier angekommen, nur was wir auf dem Leib trugen, hatten wir gerettet. Mühsam schufen wir uns ein neues Zuhause. [...]

(nach: Zeitungsartikel in der Main Post vom 16. März 1998)



Blick auf die Alte Mainbrücke und den zerstörten Dom in Würzburg

Kitzingen: 23. Februar 1945

Wie Würzburg, Ansbach und Bamberg hatte Kitzingen bis Anfang 1945 den Krieg noch nicht in seiner schlimmsten Phase erlebt. Man vermutete, dass Kitzingen zu klein sei. Außerdem gab es hier auch nur wenig Militär. Anfang Februar ließen jedoch immer längere Tiefflüge über Kitzingen die Befürchtung entstehen, dass der Krieg nun auch für Kitzingen bald grausame Wirklichkeit werden würde. Die Tag- und Nachalarme wurden immer häufiger und bald war kein geordnetes Leben mehr möglich. Als Luftschutzbunker wurden unterirdische Keller und Gewölbe der Weinhandlungen genutzt. Der 23. Februar 1945 begann um 7 Uhr mit Voralarm, da Aufklärer gesichtet worden waren. Um 10.30 Uhr und um 11.15 Uhr wurde wieder Voralarm gegeben. Jetzt wurden die Schulkinder nach Hause geschickt. Diejenigen, die einen zu weiten Weg hatten, wurden vorsorglich in Luftschutzbunkern untergebracht. Zunächst ereignete sich nichts, dann begann der Angriff um 11.30 Uhr in drei Wellen. Gegen 14 Uhr war alles vorbei. Die kurze Zeit hatte genügt, um Kitzingen in Schutt und Asche zu legen.

Inge Wucher, eine 13-jährige Schülerin, berichtete: „Am 23. Februar, als morgens schon Aufklärer über der Stadt kreisten, ging ich, wie schon immer in der letzten Zeit, mit gemischten Gefühlen zur Schule. Der gefürchtete Alarm kam auch. Die Bücher blieben auf der Schulbank und wir gingen geschlossen in den Krapf'schen Keller. In meinem Kellerabteil waren ungefähr 60 Mädchen. Wie es bei Kindern eben ist, ging es auch hier zunächst lebhaft zu. Plötzlich ging das Licht aus. Draußen wurde es unheimlich laut. Es krachte und dröhnte, wir wussten nicht, was nun alles werden sollte. Die erste und zweite Welle der Flugzeuge war vorüber, wir wussten noch nicht, was draußen alles geschehen war. Dann kam die dritte Welle, bei der ein Volltreffer auf den Krapf'schen Keller fiel, der den dritten Raum und alle weiteren bis zur Herrnstraße vollkommen zerstörte. Ein Schlag – den ich eigentlich nicht einmal unheimlich nennen kann –, aber was folgte, genügte, es einmal im Leben durchmachen zu müssen. Ein Blitzstrahl durchschnitt den Raum, eine Hitze, man glaubte zu verbrennen, das Ersticken drohte, man rang nach Luft, verzweifelte Schreie, ein wildes Durcheinander, Steine von nicht geringer Größe flogen durch die Luft und fielen auf unsere Köpfe. Mitschülerinnen wurden durch herabfallende Steinblöcke getötet, andere verschüttet, auch die Außentür des Luftschutzbunkers, die weggerissen wurde, tötete mehrere Menschen. Plötzlich wurde es hell. [...] Am Ausgang empfing uns eine Bekannte, die uns mit zu sich nahm und uns Tee gab.“

(Volksbund-Jugendforum Unterfranken, S. 2)



Grabplatte der Familie Schwarz im Neuen Friedhof in Kitzingen

Treuchtlingen: 23. Februar 1945

Willi Kammerer erinnert sich:

„Achtung Bomben“

„Der 23. Februar 1945 war ein sonniger Wintertag mit einem strahlend blauen Himmel – ich war damals neun Jahre alt und es war ein ganz besonderer Tag, weil meine Mutter und ich den Papa für einige Tage für uns hatten. Er konnte uns nur selten besuchen, denn er war in Nürnberg in einem großen Betrieb beschäftigt, während wir seit zwei Jahren in Auernheim, einem kleinen Dorf mit 700 Einwohnern, lebten – evakuiert sagte man damals – um den Bombenangriffen in der Großstadt zu entkommen.“

Wir genossen den schönen Tag zwischen Feldern und Wiesen. Plötzlich sahen wir hoch oben am Himmel ein Flugzeug kreisen, das mit Rauch eine große „8“ auf den Himmel schrieb. Dann noch einen Buchstaben – wir meinten ein „B“ zu erkennen. Der Wind verwischte die Figuren und wir rätselten, was dies wohl zu bedeuten hätte und ob es ein deutsches oder ein feindliches Flugzeug gewesen war, das die Zeichen auf den Himmel gemalt hatte.

Wir waren noch unterwegs, als wir das Dröhnen von Motoren hörten und die Flugzeuge sahen. Sie waren klar und deutlich silbrig glänzend, am blauen Himmel zu erkennen. Es kamen immer mehr, in geordneten Reihen, in mehreren Wellen. Dann hörten wir kurz nach 11 Uhr Detonationen in der Ferne. Meine Eltern meinten, die Explosionen kämen aus dem neun Kilometer entfernten Treuchtlingen, es wäre also ein Angriff auf den Eisenbahnkontenpunkt.

Es war zwar streng verboten, aber mein Vater hörte am Abend den Feindsender ab und erfuhr, dass die US-Air-Force den Bahnhof von Treuchtlingen bombardierte, die Bevölkerung aber vorher mit einer Schrift am Himmel mit einer „8“ und einem „B“, was heißen sollte „Achtung Bomben“, gewarnt hatte. Viele haben die Zeichen am Himmel gesehen, aber keiner konnte sie deuten und so kam der Angriff für die meisten völlig überraschend. Mehrere Züge mit Soldaten, die auf Heimaturlaub waren, standen im Bereich des Bahnhofes als die Bomben fielen. Viele suchten in einem Tunnel Schutz und starben durch Volltreffer.

Da mein Vater am Sonntag zurück nach Nürnberg musste, wollte er herausfinden, was in Treuchtlingen passiert war und ob überhaupt noch Züge fahren würden. Um schnell Gewissheit zu bekommen, wanderten mein Vater und ich die neun Kilometer von Auernheim, dem höchst gelegenen Ort in Mittelfranken, hinunter nach Treuchtlingen. Hier sahen wir im Bereich des Bahnhofes die zerstörten Häuser, ein Bild, das ich schon von Nürnberg kannte. Hilfskräfte und Soldaten waren damit beschäftigt, die Trümmer beiseite zu räumen und die Toten zu bergen. Am Bahnhofsvorplatz gingen wir an mehreren Reihen toter Soldaten, die neben der Straße abgelegt worden waren, vorbei. Ein Bild, das mich lange beschäftigte und sich bis heute in meinem Gedächtnis festgesetzt hat.

Erst nach dem Krieg erfuhren wir, dass bei dem Bombenangriff 600 Menschen gestorben waren, 300 davon im Tunnel, dessen Eingänge nach dem Angriff zugemauert wurden. Diese Toten konnten erst nach dem Krieg geborgen werden.

Die Opfer dieses Angriffs ruhen in der vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. geschaffenen Anlage auf dem Nagelberg – wenige Kilometer außerhalb der Stadt – und wer mit dem Zug von München nach Würzburg fährt, sieht kurz hinter Treuchtlingen auf der rechten Seite am Hang die Kriegsgräberstätte mit ihrem Turm, der wie eine Bleistiftspitze in den Himmel ragt. Hier ruhen 2 553 Kriegstote, unter ihnen auch die Opfer des Bombenangriffs vom 23. Februar 1945. Bei den Soldaten liegen auch die Zivilopfer – die Grabplatten nennen die Namen der Toten und ihre Lebensdaten. Besonders bewegt die Besucher das Schicksal der vielen Kinder – ihre Gräber liegen neben denen ihrer Eltern oder Großeltern. Wie wichtig der Frieden ist, sehe ich immer wieder, wenn ich an diesen Gräbern stehe und lese, dass an diesem schönen Tag im Februar 1945, wenige Monate vor Kriegsende ganze Familien mit ihren Angehörigen haben sterben müssen. Ein Besuch dieser Kriegsgräberstätte ist für alle eine Mahnung zum Frieden. “



Kriegsgräberstätte am Nagelberg



Nachts schlafen die Ratten doch

[...] Er hatte die Augen zu. Mit einmal wurde es noch dunkler. Er merkte, dass jemand gekommen war und nun vor ihm stand, dunkel, leise. „Jetzt haben sie mich!“, dachte er. Aber als er ein bisschen blinzelte, sah er nur zwei etwas ärmlich behoste Beine. Die standen ziemlich krumm vor ihm, dass er zwischen ihnen hindurchsehen konnte. Er riskierte ein kleines Geblinzel an den Hosenbeinen hoch und erkannte einen älteren Mann. Der hatte ein Messer und einen Korb in der Hand. Und etwas Erde an den Fingerspitzen.

„Du schläfst hier wohl, was?“, fragte der Mann und sah von oben auf das Haargestrüpp herunter. Jürgen blinzelte zwischen den Beinen des Mannes hindurch in die Sonne und sagte: „Nein, ich schlafe nicht. Ich muss hier aufpassen.“ Der Mann nickte: „So, dafür hast du wohl den großen Stock da?“

„Ja“, antwortete Jürgen mutig und hielt den Stock fest.

„Worauf passt du denn auf?“

„Das kann ich nicht sagen.“ Er hielt die Hände fest um den Stock. „Wohl auf Geld, was?“ Der Mann setzte den Korb ab und wischte das Messer an seinen Hosenbeinen hin und her.

„Nein, auf Geld überhaupt nicht“, sagte Jürgen verächtlich. „Auf ganz etwas anderes.“ „Na, was denn?“

„Ich kann es nicht sagen. Was anderes eben.“

„Na, denn nicht. Dann sage ich dir natürlich auch nicht, was ich hier im Korb habe.“ Der Mann stieß mit dem Fuß an den Korb und klappte das Messer zu.

„Pah, kann mir denken, was in dem Korb ist“, meinte Jürgen geringschätzig, „Kaninchenfutter.“

„Donnerwetter, ja!“, sagte der Mann verwundert, „bist ja ein fixer Kerl. Wie alt bist du denn?“ „Neun.“ „Oha, denk mal an, neun also. Dann weißt du ja auch, wie viel drei mal neun sind, wie?“

„Klar“, sagte Jürgen, und um Zeit zu gewinnen, sagte er noch: „Das ist ja ganz leicht.“ Und er sah durch die Beine des Mannes hindurch. „Dreimal neun, nicht?“, fragte er noch einmal, „siebenundzwanzig. Das wusste ich gleich.“

„Stimmt“, sagte der Mann, „und genau soviel Kaninchen habe ich.“ Jürgen machte einen runden Mund: „Siebenundzwanzig?“

„Du kannst sie sehen. Viele sind noch ganz jung. Willst du?“

„Ich kann doch nicht. Ich muss doch aufpassen“, sagte Jürgen unsicher. „Immerzu?“, fragte der Mann, „nachts auch?“

„Nachts auch. Immerzu. Immer.“ Jürgen sah an den krummen Beinen hoch. „Seit Sonnabend schon“, flüsterte er.

„Aber gehst du denn gar nicht nach Hause? Du musst doch essen.“

Jürgen hob einen Stein hoch. Da lagen ein halbes Brot und eine Blechschachtel. „Du rauchst?“, fragte der Mann, „hast du denn eine Pfeife?“

Jürgen fasste seinen Stock fest an und sagte zaghaft: „Ich drehe. Pfeife mag ich nicht.“

„Schade“, der Mann bückte sich zu seinem Korb, „die Kaninchen hättest du ruhig mal ansehen können. Vor allem die Jungen. Vielleicht hättest du dir eines ausgesucht. Aber du kannst hier ja nicht weg.“

„Nein“, sagte Jürgen traurig, „nein, nein.“

Der Mann nahm den Korb hoch und richtete sich auf. „Na ja, wenn du hierbleiben musst – schade.“ Und er drehte sich um.

„Wenn du mich nicht verrätst“, sagte Jürgen da schnell, „es ist wegen den Ratten.“ Die krummen Beine kamen einen Schritt zurück: „Wegen den Ratten?“ „Ja, die essen doch von Toten. Von Menschen. Da leben sie doch von.“

„Wer sagt das?“

„Unser Lehrer.“

„Und du passt nun auf die Ratten auf?“, fragte der Mann.

„Auf die doch nicht!“ Und dann sagte er ganz leise: „Mein Bruder, der liegt nämlich da unten. Da.“ Jürgen zeigte mit dem Stock auf die zusammengesackten Mauern. „Unser Haus kriegte eine Bombe. Mit einmal war das Licht weg im Keller. Und er auch. Wir haben noch gerufen. Er war viel kleiner als ich. Erst vier. Er muss hier ja noch sein. Er ist doch viel kleiner als ich.“

Der Mann sah von oben auf das Haargestrüpp. Aber dann sagte er plötzlich: „Ja, hat euer Lehrer euch denn nicht gesagt, dass die Ratten nachts schlafen?“

„Nein“, flüsterte Jürgen und sah mit einmal ganz müde aus, „das hat er nicht gesagt.“ „Na“, sagte der Mann, „das ist aber ein Lehrer, wenn er das nicht mal weiß. Nachts schlafen die Ratten doch. Nachts kannst du ruhig nach Hause gehen. Nachts schlafen sie immer. Wenn es dunkel wird, schon.“

Jürgen machte mit seinem Stock kleine Kuhlen in den Schutt. „Lauter kleine Betten sind das“, dachte er, „alles kleine Betten.“

Da sagte der Mann (und seine krummen Beine waren ganz unruhig dabei): „Weißt du was? Jetzt füttere ich schnell meine Kaninchen und wenn es dunkel wird, hole ich dich ab. Vielleicht kann ich eins mitbringen. Ein kleines oder, was meinst du?“ Jürgen machte kleine Kuhlen in den Schutt. „Lauter kleine Kaninchen. Weiße, graue, weißgraue.“ „Ich weiß nicht“, sagte er leise und sah auf die krummen Beine, „wenn sie wirklich nachts schlafen.“ Der Mann stieg über die Mauerreste weg auf die Straße. „Natürlich“, sagte er von da, „euer Lehrer soll einpacken, wenn er das nicht mal weiß.“ Da stand Jürgen auf und fragte: „Wenn ich eins kriegen kann? Ein weißes vielleicht?“

„Ich will mal versuchen“, rief der Mann schon im Weggehen, „aber du musst hier solange warten. Ich gehe dann mit dir nach Hause, weißt du? Ich muss deinem Vater doch sagen, wie so ein Kaninchenstall gebaut wird. Denn das müsst ihr ja wissen.“ „Ja“, rief Jürgen, „ich warte. Ich muss ja noch aufpassen, bis es dunkel wird. Ich warte bestimmt.“ Und er rief: „Wir haben auch noch Bretter zu Hause. Kistenbretter“, rief er.

Aber das hörte der Mann schon nicht mehr. Er lief mit seinen krummen Beinen auf die Sonne zu. Die war schon rot vom Abend, und Jürgen konnte sehen, wie sie durch die Beine hindurch schien, so krumm waren sie. Und der Korb schwenkte aufgeregt hin und her. Kaninchenfutter war da drin. Grünes Kaninchenfutter, das war etwas grau vom Schutt.

(Wolfgang Borchert 1921–1947)

Flucht und Vertreibung

Definitionen

Der 2. Weltkrieg löste eine beispiellose Völkerwanderung in Europa aus. Millionen von Menschen waren auf der Flucht oder suchten eine neue Heimat. Waren zu Beginn des 2. Weltkrieges die Menschen in den von den Deutschen eroberten und besetzten Gebieten betroffen, so wurden viele Deutsche gegen Ende des Krieges selbst Opfer von Flucht und Vertreibung. Vor der heranrückenden Roten Armee flüchteten in den letzten Kriegswochen hunderttausende Deutsche nach Westen. Die rücksichtslose nationalsozialistische Durchhaltepolitik führte dazu, dass die Flucht hinausgeschoben wurde und nun häufig inmitten von Kampfhandlungen des letzten Kriegswinters erfolgte.

Als **Flüchtlinge** werden Personen bezeichnet, „die als Folge der Ereignisse gezwungen sind, ihren Wohnsitz mit Rücksicht auf Gefahr für ihr Leben und Freiheit zu verlassen“.

Vertriebene hingegen sind „Personen, die mit Gewalt oder sonstigen Zwangsmitteln aus ihrer Heimat entfernt werden, gleichgültig ob dem eine völkerrechtliche Übereinkunft zugrunde liegt oder nicht“. In der Praxis sind die Grenzen zwischen Flucht und Vertreibung verwischt. Viele Bewohner der deutschen Ostgebiete erlebten beides, Flucht und Vertreibung.

Von **Deportation** spricht man, wenn „eine staatliche Verbringung von Menschen in andere Gebiete erfolgt, die aufgrund regionaler Gesetze für den Antritt von Strafmaßnahmen, zwangsweiser Unterdrückung von politischen Gegnern oder Isolierung von ethnischen Minderheiten ausgesprochen wurde“. Die Deportation ist mit Teil- oder Totalverlusten von gesetzlichen Rechten der Deportierten verbunden.

14 Millionen Deutsche verließen Ende 1944 ihre Heimat, flohen vor den Kampfhandlungen oder wurden deportiert. In unzähligen Trecks drängten Flüchtlingsströme aus den ehemaligen deutschen Gebieten Ostpreußen, Pommern und Schlesien in den Westen. Schlecht ausgerüstet, ohne ausreichende Lebensmittel und den militärischen Kräften schutzlos ausgeliefert, begaben sich die Deutschen auf einen Leidensweg quer durch das zerstörte Land.



Flüchtlingsstreck

Kinder als Strandgut der Vertreibung – Such- und Findelkinder

Die Zahl der in den Kriegs- und Nachkriegswirren, bei Flucht und Vertreibung verloren gegangenen Kinder war groß. Bereits bei der überstürzten Flucht, im Gedränge überfüllter Bahnhöfe, Züge, Schiffe, Trecks wurden Familien getrennt und starben Kinder. Damals war die Zahl der Kinder und Schwangeren insgesamt in den Ostgebieten besonders hoch. Überall kam es unterwegs zu Geburten. Die Neugeborenen hatten kaum Überlebenschancen. KLV-Lager (= Lager der Kinderlandverschickung) lösten sich auf. Die aus Berlin und dem Rheinland evakuierten Kinder und Jugendlichen gerieten mit in das Chaos der Flucht. Kinder wurden Zeugen von Plünderungen, Vergewaltigungen, Erschießungen. Mütter, die von NKWD-Kommandos (= Volkskommissariat für Inneres) aufgegriffen und in die Sowjetunion verschleppt wurden, mussten ihre Kinder zurücklassen. Nur die Älteren und Stärksten hatten eine Chance zu überleben, blieben als „Kriegswaisen“ zurück und versuchten irgendwie allein durchzukommen.

Nach Kriegsende waren in den, laut Potsdamer Protokoll (von 1945) „unter polnischer Verwaltung“ stehenden, Oder-Neiße-Gebieten und im westlichen Altpolen 4,5 bis 5 Millionen Deutsche verblieben bzw. dorthin zurückgekehrt, insgesamt etwa die Hälfte der früheren Bewohner. Von dem neuen Regime in Warschau, das Terror „als stabilisierendes Mittel“ gegenüber allen einsetzte, die als Feinde galten, wurden bis 1948/49 fast alle als „feindliches Element“ vertrieben. Die große Mehrheit der ostdeutschen Kinder ist in den vier Vertreibungsphasen bis 1947 mit ihren Verwandten ins restliche Deutschland gelangt. Die Bedingungen der „wilden“ Vertreibungen waren katastrophal, die der „regulären“ Vertreibung in Tausenden überfüllten Güterwaggons, oft tagelang unversorgt unterwegs, zumeist ebenfalls. Auch Kinder wurden traumatisiert durch all die Gewaltakte und Verluste.

Eine unbekannte Zahl deutscher Kinder blieb jedoch im „neuen“ Polen zurück. Polnische Dokumente weisen vor allem im westlichen Altpolen für 1947/48 noch eine größere Zahl auf. Hier war in den Vorjahren weniger systematisch vertrieben worden als in den reichsdeutschen Gebieten. Umfragen in der Wojewodschaft Warschau etwa ergaben für Anfang 1948 insgesamt 3050 deutsche Kinder unter 16 an sowie 93 aus gemischten Ehen. Empfohlen wurde, die „ohne Obhut zurückgelassenen“ Kinder zu sammeln und in besonderen Erziehungsanstalten unterzubringen, um sie zu „positiven polnischen Bürgern“ zu erziehen.

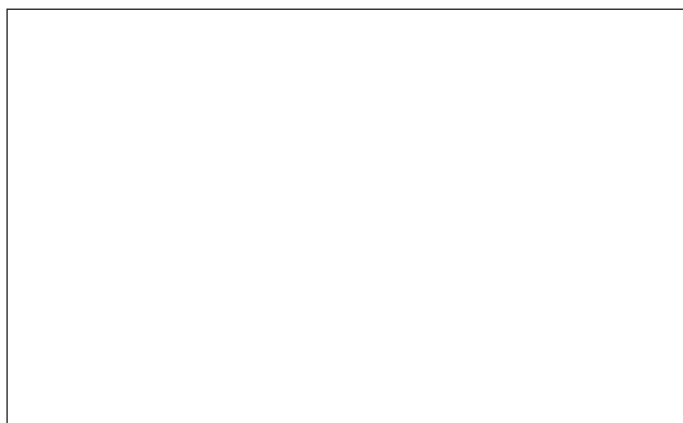
Auch Kinder wurden interniert. Das neue Regime („Lubliner Komitee“) hatte 1944/45 ein ganzes Netz von Arbeits- und Straflagern errichtet, die größten in Pommerellen und Oberschlesien. Kollektiv sollten die Volksdeutschen als „Fünfte Kolonne Hitlers“ bestraft werden. Bei der Landnahme der ostdeutschen Reichsgebiete wurde das teilweise auf die reichsdeutsche Bevöl-

kerung übertragen. Auch für Kinder galt das Prinzip der Kollektivstrafe – soweit sie nicht als polonisierbar galten. Nach einer Anordnung vom April 1945 war die Aufnahme von anderthalb- bis 13-jährigen Kindern in Lagern untersagt. Die Praxis sah oft anders aus. Doch vielfach wurden minderjährige Kinder internerter deutscher Mütter ohne Registrierung in polnische Heime und Familien gegeben. Die entlassenen Mütter suchten später verweigert ihre Kinder.

Auf deutscher Seite wurden die verlorenen Kinder zu Such- und Findelkindern. Nach Angaben des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes (IKRK) kamen in den Sommer- und Herbstmonaten 1945 täglich 25 000–50 000 Vertriebene im zerstörten Berlin an, darunter auch alleinstehende Kinder. Ein IKRK-Bericht schilderte die Ankunft eines Schiffes aus einem Kinderheim in Pommern Ende Juli 1945 im Westhafen: „Kinder von zwei bis vierzehn Jahren lagen bewegungslos auf dem Schiffsboden, die Gesichter von Hunger gezeichnet, an Krätze leidend, von Ungeziefer zerfressen. Leib, Knie und Füße waren geschwollen – bekanntes Symptom des Hungers.“

Aus dem britischen Sektor Berlins wurden im Herbst 1945 „Westtransporte“ in die britische Besatzungszone gebracht, darunter auch Hunderte von Kindern. Bereits nach Ankunft der vielen Flüchtlingsschiffe aus Ostpreußen hatte in Flensburg die Registrierung suchender und gesuchter Familienangehöriger begonnen. Beim Kinder-Suchdienst des DRK wurden bis 1950 Anzeigen für über 500 000 gesuchte Kinder registriert, etwa zwei Drittel mit Geburtsorten östlich Oder und Neiße. Bis März 1947 gingen allein in den Westzonen 5477 Suchanträge ein. Bereits 1946/47 wurden Suchlisten des IKRK nach Polen übermittelt. In den ersten Nachkriegsjahren gab es in Leipzig, München und Hamburg Adoptionsstellen, die elternlose Kinder aus Auffanglagern und Heimen in Familien vermittelten. Bis heute sind 400 Findelkinder nicht identifiziert.

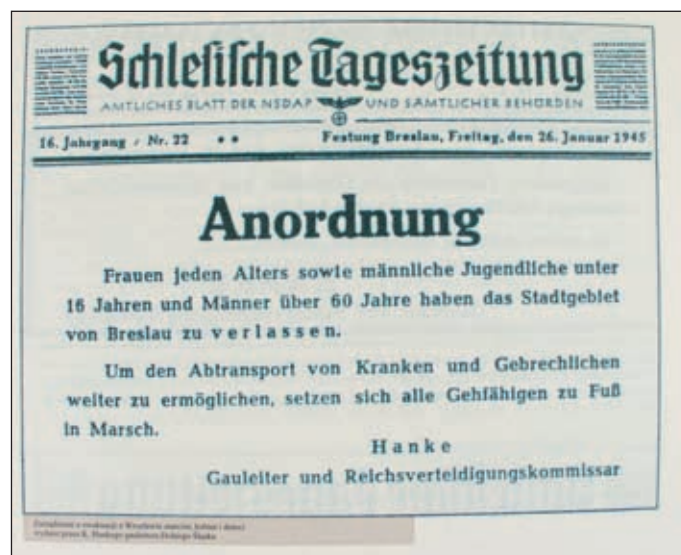
(http://www.breslauwroclaw.de/wb/media/stammtisch/berlin/20071129_kinder_von_breslau_1945.pdf)



Flüchtlinge am Wegrund

Mit den Augen der Kinder

Da dem Gauleiter Hanke die Evakuierung der Zivilisten zu langsam vonstatten ging, und Breslau unmittelbar vor der Einschließung durch die Rote Armee stand, gab Hanke aufgrund der sich nun überstürzenden Ereignisse Ende Januar folgenden Tagesbefehl:



Was das für die Zivilisten bedeutete, kann man heute wohl nur noch erraten. Die Evakuierung mit der Deutschen Reichsbahn begann anfangs relativ geordnet. In panischer Angst wurden jedoch kurz darauf hunderte von Menschen, zumeist Kinder, auf dem Bahnsteig zu Tode erdrückt.

Friedrich Grieger erinnert sich an einen anderen Fluchtweg:

„Es ist ein schwerer Winter, die Oder völlig zugefroren. Bei mehr als -16°C Kälte ziehen Tausende von jungen und alten Frauen mit Kinderwagen, Schlitten und kleinen Ziehwagen auf verschneiten Landstraßen in die Winternacht hinaus. Für Hunderte von Kleinkindern war diese Nacht die letzte. In den Straßengraben Richtung Liegnitz liegen in den nächsten Tagen massenhaft Säuglingsleichen, erfroren, zurückgelassen von den in panischer Angst Flüchtenden. Allein in Neumarkt wurden über 40 Kleinkinderleichen, säuberlich auf Stroh niedergelegt, gezählt. Koffer, Bettenbündel und Kleidungsstücke garnieren die Gräben der Landstraßen. [...]“

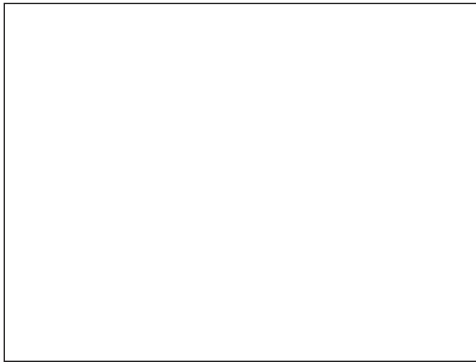
(<http://www.zobten.de/flucht/flucht.htm>)

Ingrid Ziegenhagen, zum Zeitpunkt der Flucht ein elfjähriges Mädchen, schrieb 1948 ihre Erlebnisse in einem Schulaufsatz nieder:

„Ich habe nur gemerkt, da ist irgendwas, dass die Wagen, die großen Pferdewagen, das waren so Kastenwagen zum Teil oder Leiterwagen, dass sie alle mit Planen überdeckt wurden, und dass da wahrscheinlich schon reingeräumt wurde. Von Packen habe ich nichts mitgekriegt. Ich glaube, wir Kinder wurden von allem weggehalten.“

Im Februar 1945 brach **Edelgard Oelke** aus Pommern auf, für sie als Fünfjährige – so hat sie es in Erinnerung – ein aufregendes Abenteuer.

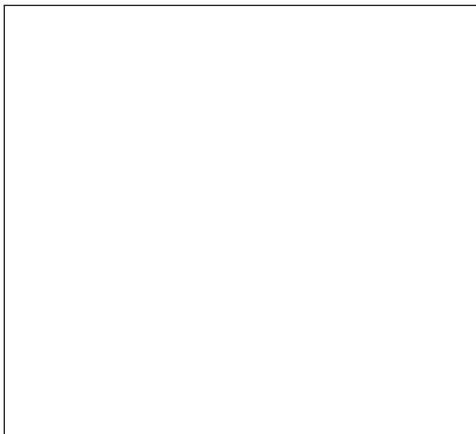
„Neben meinem Opa zu sitzen und mit Pferd und Wagen los zu fahren, war interessant. Den Ernst der Situation begriff ich erst allmählich und viel später, z. B. bei einem Luftangriff flüchteten wir uns eines Tages in eine Scheune, wo wir auch übernachteten. Da sagte ich zu meiner Mutter: ‚Lass uns doch wieder nach Hause fahren, dort habe ich so ein schönes Bett.‘ Meine Mutter weinte nur und hielt mich fest an sich gepresst mit dem Gedanken, wenn eine Bombe einschlägt, würden wir beide zusammen tödlich getroffen werden.“



**Flucht mit
Sack und Pack
auf dem Pferde-
wagen**

Evi Marie Bidder, neun Jahre, besuchte ein Mädcheninternat bei Posen. Mit fremder Hilfe gelangte sie gerade noch nach Bromberg in Westpreußen, wohin die Eltern als „Umsiedler“ aus dem Baltikum gekommen waren.

„Mutter erwartete uns in großer Aufregung in Bromberg. Sie war allein mit den beiden kleinen Kindern, nur ein 15-jähriges polnisches Mädchen als Hilfe. Auf der Ortsgruppe wurden die Eltern beruhigt und getröstet: Es bestünde keinerlei Gefahr! Aber in der gleichen Nacht um 1 Uhr wurden wir geweckt: Abtransport für Frauen und Kinder um 7 Uhr morgens mit der Kleinbahn. Es war Sonntag, der 21. Januar.“



**Mutter mit
ihren Kindern
und den Resten
ihrer Habe**

An diesem 21. Januar 1945 flüchtete auch **Ingrid Merz** mit ihren Angehörigen per Zug aus Breslau. Die damals Neunjährige erinnert sich:

„Jeder drängelte sich in irgend so ‘nen Waggon, ob’s jetzt Gepäckwagen war, oder was es war. Hauptsache, man fand da noch ‘n Platz, und das war total überfüllt alles. Mit so vielen Kindern kann man nicht so drängeln. Und mit dem Kinderwagen. So dass wir eigentlich froh waren, noch irgendwo einen Platz zu finden und in einer Ecke auf dem Boden saßen in diesem kalten Zug. Es hatte minus 20 Grad damals, es war bitter, bitter kalt.“

Acht Jahre alt war **Edith Beer**, als sie sich mit der Mutter und kleineren Geschwistern zu Fuß mit nur einem Kinderwagen aus Niederschlesien auf die Flucht begab.

„Mutter verstaute alles Mögliche an warmen Sachen in dem Kinderwagen, denn bei minus zwanzig Grad Kälte haben Kleinkinder fast keine Überlebenschance. Windeln konnten nur am Abend gewechselt werden, wenn sich Menschen bereit erklärten, Heimatlosen Einlass zu gewähren. Es war eine schlimme auferlegte Strapaze, zu Fuß und mit einem Kinderwagen auf den vereisten Straßen unterwegs zu sein. Es fehlte an Nahrung aller Art, und vor allem an Babykost.“

Die Ernährung der Kinder bedeutete die größte Not. Mehrfach wurde auch die Schwester von **Ingrid Merz** vorgeschickt, um, wenn der Zug mit den Flüchtlingen stand, an der Lokomotive heißes Wasser für die Nahrungszubereitung zu holen.

„Und ich erinnere mich, einmal hat der Zug abgepfeiffen, und sie ist fürchterlich verunglückt, hingefallen, weil sie so gerannt ist und doch diesen Zug noch kriegen wollte, und dann irgendwo eingestiegen ist, es war also immer fürchterlich aufregend. Sie war ja auch erst dreizehn. Und ein Kind ganz vor zu schicken am Zug, um Wasser zu holen, das war ja auch für meine Mutter schlimm. Man hat immer Angst, pfeift er jetzt ab, ist sie noch da, oder kommt sie noch in den Zug?“

Zahlreiche Kinder gingen auf der Flucht verloren, wie **Brigitte Kramer**, die als 13-Jährige in den Menschenmassen auf der Frischen Nehrung ihre Eltern verlor.

„Ich sah sie nicht. Sie waren weg. Das konnte nicht sein! Sie konnten nicht weg sein. Meine Mutter würde nie ohne mich weggehen. Ich suchte und weinte und fragte die Menschen, die dort standen, aber keiner konnte mir helfen. Sie sagten, dass alle mit Lastwagen weggekommen wären. Wohin wüssten sie auch nicht. Sie sahen mich mitleidig und teilnahmslos zugleich an. Ich lief durch die Menschenmenge und rief weinend nach meiner Mutter.“

Dank glücklicher Umstände fand Brigitte Kramer ihre Mutter später wieder.

Ungewisse Zukunft

Edeltraud Praschek erlebte mit 9 Jahren östlich von Stolp das sowjetische Militär hautnah.

„Ich erinnere mich, dass mich dort ein russischer Soldat auf den Schoß nahm, noch heute könnte ich den Geruch, den er verströmte, wieder erkennen: Eine Mischung von speckiger Uniform, ungewaschenem Körper, Wodka und Machorka [russ. Tabaksorte; d. Verf.]. Er war nett zu uns Kindern, zeigte uns Fotos seiner Kinder, streute uns Zucker in die hohle Hand, aber ich zitterte vor Angst und Erschöpfung. Dann stand einer von denen auf und geht zum Kinderwagen. Nu isses so weit, jetzt wollen sie die Kleene umbringen.“

In einem Gehöft nahe dem ostbrandenburgischen Pollenzig hatte die Familie von **Günter Schulz** Zuflucht gefunden. Dort ließen sich die Sieger bewirten. An diese Szene mit den angetrunkenen sowjetischen Soldaten erinnert sich der damals Elfjährige bis heute.

„Da hat er die Decke rausgenommen und hat sie auf den Stuhl gepackt, hat er die Kleene rausgenommen, da war sie acht Wochen alt, ein kleenes Ding, auf die Hand genommen, da haben sie sie alle weitergegeben, von Mann zu Mann, die haben Tränen in den Augen gehabt, die haben gedacht, vielleicht habe ich zuhause ja auch so einen kleinen Menschen, und so vorsichtig, wie sie sie rausgenommen haben, haben sie sie wieder reingepackt und haben dann noch eine Weile weitergesoffen, haben unserer Mutter diesmal nichts getan und sind verschwunden, waren weg.“

(<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/fluchtundvertreibung/328371/>)

Eva S. wurde 1942 in Züllichau (Sulechów, Polen) geboren. Sie floh kurz vor Kriegsende mit ihrer Mutter und Schwester nach Thüringen.

„1945 hieß es von einem Moment zum anderen: ‚Alle müssen fliehen, die Russen kommen!‘ Da begann meine Mutter, hastig ein paar Sachen zusammen zu packen. Sie nahm ein bisschen Wäsche aus dem Schrank, warme Kleider und ein Bündel mit den wichtigsten Dokumenten. Das hat sie in meinem Kinderwagen verstaut und mich obenauf gelegt. Meine Schwester musste laufen. Brot nahmen wir auch mit, irgendwas mussten wir ja essen. Dann ging es los. Alle sollten bis vier Uhr nachmittags ihre Häuser verlassen. Die Angst vor den Russen war groß. Es hatte sich nämlich herumgesprochen, dass die Deutschen in den russischen Dörfern und Städten viel Unheil angerichtet hatten. Die Bevölkerung befürchtete nun, dass es ihr genauso ergehen würde. Und sah zu, dass sie wegkam. Wir sind dann am späten Nachmittag zum Bahnhof gelaufen, in der Hoffnung, dass noch ein Zug fahren würde. [...] Wir waren Tag und Nacht unterwegs. In der Nacht lagen wir zusammen mit anderen Dorfbewohnern in den Kellern verlassener Häuser. Ich war drei Jahre alt und meine Schwester sechs und wir saßen dort stundenlang zusammen und durften keinen Laut von uns geben. Nichts zu Essen, nichts zu Trinken.

Wir mussten warten, bis meine Mutter wiederkam, denn die Polen und Russen holten die deutschen Frauen zum Arbeiten in die Kommandantur. Dort mussten sie Essen kochen und nähen. Uns brachte sie dann meistens irgendetwas unter der Schürze versteckt. Die Polen und Russen haben sehr viel getrunken und sich an den Frauen vergangen. Nachts, wenn sie volltrunken waren, und das waren sie immer, haben sich die Frauen in die Häuser zurückgeschlichen, in denen sie ihre Kinder gelassen hatten. Nun befanden wir uns auf fremden Gebiet und es kam vor, dass einige Mütter ihre Kinder nicht mehr gefunden haben. Das war ein schreckliches Drama. [...]“

(Satjukow, S. 135 ff.)

Unterwegs

Die Eltern erfuhren die Wahrheit nie ...

Die alte Kaiserstadt Aachen war als erste größere deutsche Stadt vom Kampfkommandanten Oberst Gerhard Wilck am 21. Oktober 1944 den Amerikanern übergeben worden. Ein großer Teil der Einwohner war bereits evakuiert und befand sich vorwiegend in niedersächsischen Gebieten.

Die Verluste der Amerikaner im Kampf um Aachen waren noch einmal besonders groß. Die zurückgebliebene Bevölkerung fand sich mit dem Schicksal der Besetzung der Stadt ab. Besatzungsoffiziere versuchten Hilfsorgane, Hilfspolizei, Bürgermeister und Verwaltungsleute einzusetzen. Das klappte alles fast reibungslos. Amerikanische Presseleute, die der kämpfenden Truppe auf dem Fuß folgten, fanden fast nichts Bedeutungsvolles aus der ersten besetzten deutschen Großstadt zu berichten. So kam es, dass vier Jungen im Alter von acht bis vierzehn Jahren Schlagzeile machen mussten. Die deutsche Presse übernahm alsbald den amerikanischen Bericht mit Bildern.

Alles fing ganz natürlich an: Nur drei Tage nach diesem Waffenstillstand trafen sich die vier Jungen am Stadtrand von Aachen. Sie fanden es interessant, in der zerstörten Stadt und im Kampfgebiet die Fahrzeugtrümmer zu durchsuchen. In einem Steinbruch lag ein Haufen Munition. Alsbald fanden sie ein amerikanisches Schnellfeuergewehr mit aufgeplatztem Lauf. Das gab ihnen die Möglichkeit, das Gewehr auszuprobieren. Im Steinbruch knallten sie einige Male.

Nach einiger Zeit erschien eine amerikanische Streife. Fünf Amerikaner richteten ihre Maschinenpistolen auf die Jungen. „Mitkommen!“ lautete der Befehl. Im Jeep ging die Fahrt nach Brand, wo sie im Keller eines Bauernhofes eingesperrt wurden. Alsbald begannen zahlreiche Verhöre. Dabei wurden die Jungen auch geschlagen. „Ihr habt auf amerikanische Soldaten geschossen!“ lautete immer wieder die Beschuldigung. Der älteste, der 14-jährige Wilhelm Eschenburg, sagte immer wieder: „Nein, das stimmt nicht!“ Und immer wieder hagelte es Ohrfeigen. Am Mittag des nächsten Tages öffnete sich die Kellertür für die gefangenen Kinder. Die Jungen wurden zu den Eltern gefahren. Vater Eschenburg schimpfte und wurde zu seinen Buben böse. Der Amerikaner sagte: „Alle mitkommen!“ Die Familien Eschenburg und Heinrichs bestiegen einen bereitstehenden Lastkraftwagen. Vom zehnjährigen Hubert Heinrichs mussten ebenfalls die Eltern und seine Schwester mitfahren. Die Wohnungen der Eltern wurden ebenfalls durchsucht. Ein Amerikaner schwenkte eine Uniform mit dem Ruf „Nazi, Nazi!“ Es war die Eisenbahnerjacke und die Hose vom Vater Eschenburg.

Die Familien wurden in zwei Arrestzellen an der Trierer Straße gesteckt. Der Aufenthalt dort dauerte acht Tage. Sie mussten sich oft in diesen Tagen der amerikanischen und britischen Presse stellen. Am Tag der Entlassung wurde ihnen durch Dolmetscher mitgeteilt, dass nach den Untersuchungen nichts Belastendes

gefunden worden sei. Herr Eschenburg wurde ernstlich verwahrt. Die Familien durften zwar die Arrestzellen verlassen, nicht aber das Lager Brand.

Erst nach Bemühungen seitens eines Kaplans konnten die Familien in ihre Wohnungen zurückkehren. Die Jungen begaben sich auch jetzt wieder auf die Suche. In einem beschädigten amerikanischen Schlepper fanden sie eine Kiste voller Büchsen mit Erbsen und Möhren. In der Erkenntnis, dass sie eine Rarität dieser Notzeit entdeckt hatten, nahmen sie zwei Büchsen, um sofort zu verschwinden. Aber weit kamen sie nicht. Die Amerikaner bemerkten etwas Verdächtiges und schossen sofort. Ein Geschoss traf den kleinen zehnjährigen Bernd Eschenburg im Rücken und trat vorne am Hals wieder aus. Er war sofort tot.

Der ihn begleitende Bruder Wilhelm konnte nur sehr schwer begreifen, dass Bernd erschossen worden war. Der Weg nach Hause fiel ihm jetzt besonders schwer. Wilhelm wagte nicht, seinen Eltern die Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Eine Notlüge musste her, wonach „plötzlich Granaten eingeschlagen“ seien. Der Vater lief an den Ort des Geschehens und fand den toten kleinen Sohn. Wilhelm verschwieg weiterhin die tatsächliche Begebenheit.

Die Eltern der Eschenburgs haben die Wahrheit über den Tod ihres Sohnes nie erfahren. Sie starben 1947 und 1967. Wilhelm, der die schwere Zeit überlebt hat, bedauert heute, dass seine Eltern mit der unrichtigen Darstellung verstorben sind.

(aus: Ruland, S. 25)



Tafeltext:

**Deutsches
Machtstreben
mündete im
20. Jahrhundert
zweimal in
einen Weltkrieg.
Allein der
2. Weltkrieg
kostete mehr
als 62 Millionen
Menschen das
Leben. Fast
4.000 Aachener
starben als**

**Soldaten für Nazideutschland, 2.500 Aachener kamen in
ihrer Stadt um.**

Diese Gedenktafel im Waldfriedhof ist eine von 43 Tafeln, die die Stadt Aachen seit 2001 in der Stadt entlang der „Wege des Vergessens“ aufstellen lässt.

Kinder erleben den Atombombenabwurf

Die Kinder von Hiroshima

Am 6. August 1945 warf ein amerikanisches Flugzeug über der japanischen Stadt Hiroshima eine Atombombe ab. In wenigen Sekunden verloren 80 000 Menschen ihr Leben. Sie verbrannten, wurden durch den Luftdruck oder durch die furchtbaren Strahlen der Atombombe getötet. Viele Tausende wurden für ihr ganzes Leben geschädigt. Die Stadt Hiroshima wurde völlig zerstört.

Der japanische Professor Osada hat Berichte von Kindern, die den Atombombenabwurf von Hiroshima überlebt und später darüber geschrieben haben, in dem Buch „Kinder von Hiroshima“ gesammelt. Nie wieder darf es Menschen so ergehen wie den Kindern von Hiroshima. Im Friedenspark von Hiroshima steht deshalb zur Mahnung das Denkmal der Kinder.



Friedensdenkmal
der Kinder

Toshikiko Tanabe, Mittelschüler, 2. Klasse, war 1945 acht Jahre alt: „Unter einem Blitz und einem gewaltigen Krachen zerfiel die ganze Stadt Hiroshima. Hat die Menschheit schon solch ein entsetzliches Unglück erlebt? Gibt es überhaupt so eine mächtige Wirkung? Ja, das gibt es. Das ist die Atomenergie. Sie ist furchtbar. Wenn sie dem Bösen dient, wird die Menschheit zugrunde gehen. Nutzt man sie aber für gute Zwecke, macht sie die Menschen glücklich und Frieden wird sein. Die Atombombe löschte hunderttausende kostbarer Menschenleben aus. Was für ein grauenhafter Anblick war das! Es geschah am 6. August vormittags, um acht Uhr fünfzehn. Diesen Tag werde ich nie vergessen.“

Bald danach kehrte ich nach Hiroshima zurück, um meine Eltern zu besuchen. Aber in unserem Haus war niemand. Ich rief nach meiner Mutter, doch sie antwortete nicht. In den ersten Tagen verstand ich nicht, was geschehen war. Aber dann dachte ich, dass Vater und Mutter tot waren. Ich war sehr traurig. Genau sechs Tage später kam ein Soldat entkräftet durch unsere Haustür. Er war blutverschmiert und musste sich auf einen Stock stützen. Es war mein lieber Vater. Glücklicherweise umarmten wir uns. Er fragte nach meiner Mutter: ‚Was? Sie ist noch nicht da? Dann gibt es wohl keine Hoffnung mehr‘, sagte er traurig. Doch auch meine Freude über Vaters Rückkehr ging schnell vorüber. Vater legte sich ins Bett. Er hatte so viele giftige Gase eingeatmet, dass er am 16. August starb. Ich klammerte mich an ihn und weinte. Mutter ist irgendwo gestorben, sie kam nicht mehr zurück. Nun war ich mit meiner Großmutter allein.

Seitdem sind sechs Jahre vergangen, aber den 6. August 1945 habe ich bis heute nicht vergessen. Zum Schluss möchte ich den Wunsch aussprechen, dass die Atomenergie nicht dem Bösen, sondern nur dem Guten, dem Frieden dienen soll.“

Konji Takenehi, Oberschülerin, 3. Klasse, 1945 zwölf Jahre alt: „Auch heute, sechs Jahre nach Kriegsende, muss ich noch immer an die grauenvollen Tage denken. Durch die Atombombe habe ich die Mutter und den älteren Bruder verloren. Insgesamt sind fünf meiner Angehörigen getötet worden. Ich lebte bei Verwandten im Dorf Gono bei Hiroshima. Dort hatten wir nur wenig Unterricht. Wir arbeiteten von morgens bis abends auf den Feldern, jäteten Unkraut und mähten Getreide.“

Am Morgen des 6. August sammelten wir Holz in den Bergen. Von dort aus sahen wir, wie zwei amerikanische Flugzeuge drei Fallschirme fallen ließen, die langsam hinter den Bergen verschwanden. Einen Augenblick danach leuchtete ein greller Blitz auf. Der klare blaue Himmel wurde rundherum ganz weiß, so weit der Blick reichte. Erschrocken warfen wir uns auf die Erde. Kurze Zeit darauf hörten wir ein Krachen, so dass unser ganzer Körper zitterte. Hinter den Bergen stiegen weiße seltsame Wolkensäulen auf. Sie stiegen schnell höher und höher und waren in der Mitte tiefrot. Niemand wusste, was geschehen war. Am Nachmittag kam ein Bus von Hiroshima. Der Fahrer erzählte, dass dort eine große Bombe gefallen sei. Ich bekam einen großen Schreck, denn meine Familie war doch dort. Nachmittags um fünf Uhr kam ein Lastwagen voller Verwundeter ins Dorf. Ihre Gesichter, Hände, Füße und Körper waren mit weißer Salbe bedeckt. Sie sahen schlimm aus und stöhnten laut, als sie ins Krankenhaus getragen wurden. Etwas später kam auch mein Onkel aus der Stadt zurück. Er erzählte mir, dass meine Mutter, mein älterer Bruder, mein Onkel, meine Tante und meine Cousine getötet wurden. Die Tränen liefen mir über das Gesicht. Ich konnte es nicht glauben.



Hiroshima heute mit dem A-Bomb Dome

Am 11. August kamen mein Vater und meine ältere Schwester. Von ihnen erfuhr ich, wie meine Mutter und mein Bruder gestorben waren. Meine Eltern und meine Schwester hatten sich gerade an den Frühstückstisch gesetzt, als es plötzlich blitzte. Es sah aus, als ob etwas Weißleuchtendes in den Garten gefallen wäre. Meine Eltern und meine Schwester wollten hinauslaufen, da stürzte mit lautem Krachen das erste Stockwerk herunter. Alle drei wurden verschüttet. Doch meine Schwester konnte hinaus kriechen. Ringsum waren alle Häuser eingestürzt. Man hörte Schmerzensschreie von Frauen und Kindern. Ein Stück weiter begann es zu brennen. Auch Vater kam hervorgekrochen. Er und meine Schwester riefen nach der Mutter. Sie antwortete tief aus den Trümmern. Mein Vater und meine Schwester räumten den Schutt beiseite und fanden sie. Ein Kleiderschrank lag auf ihren Beinen und mehrere dicke Balken waren daraufgefallen. Mutter konnte sich nicht rühren. Vater schickte meine Schwester fort. Sie sollte im Oshiba-Park auf ihn warten. Dann holte er Nachbarn herbei. Sie wollten die Hindernisse anheben, aber sie waren viel zu schwer. Das Feuer war schon ganz nahe. Überall flogen Funken herum. Da sagte meine Mutter: ‚Mir kann niemand mehr helfen. Rette du dich! Denke an unsere Kinder!‘ Mein Vater wollte mit ihr sterben. Doch Mutter sagte immer wieder: ‚Denke an unsere Kinder! Du musst für sie sorgen!‘ Weinend lief mein Vater fort. Als er sich noch einmal umsah, stand unser Haus schon in Flammen.

Im Oshiba-Park hatten sich viele Verwundete gesammelt. Sie riefen nach Wasser. Ihre Körper waren durch die Verbrennungen voller Blasen. Mein Vater begann sofort nach meinem Bruder zu suchen. Am Abend des 7. August fand er ihn schließlich. Zuerst hatte er ihn gar nicht erkannt, weil er so stark verbrannt und sein ganzer Körper angeschwollen war. Er hatte mit freiem Oberkörper gearbeitet, als die Atombombe explodierte. Mein Bruder bat meinen Vater um etwas Wasser. Doch er konnte gar nicht mehr richtig trinken, weil auch sein Mund innen und die Zunge angeschwollen waren. Wenige Minuten später starb mein Bruder.

Alle, die damals in Hiroshima waren, werden den Atombombenabwurf niemals vergessen. Auf Befehl weniger Menschen wurden

in Hiroshima die Eltern, Brüder, Schwestern und Verwandten vieler Japaner getötet und ihre Häuser niedergebrannt. Den Menschen im Oshiba-Park fiel die verbrannte Haut vom Körper. Sie stöhnten, riefen nach Wasser und starben. Doch sie hofften wenigstens für ihre am Leben gebliebenen Kinder und Geschwister auf Frieden. Was würde meine Mutter heute für uns erbitten?“

(Osada, 1966)



Denkmal für die Opfer des Atombombenabwurfs im Friedenspark von Hiroshima; im Hintergrund der A-Bomb Dome.

1000 Kraniche

Sadako Sasaki war noch ein Kleinkind, als die Atombombe über ihrer Heimatstadt Hiroshima abgeworfen wurde. Erst viel später, mit 11 Jahren, wurde sie schwer krank. Sie hatte Krebs – verursacht durch die radioaktive Strahlung der Atombombe. Eine Freundin erzählte Sadako die Legende von 1000 Papierkranichen: Sie sollten zusammen einen Wunsch erfüllen können. Sadako hatte einen Wunsch: Sie wollte überleben. Im Krankenhaus faltete sie 644 Kraniche, mehr schaffte sie nicht. Am 25. Oktober 1955 starb Sadako. Ihre Freunde falteten für sie die restlichen Kraniche, die zu den 1000 fehlten. Mit ihnen wurde Sadako begraben.

Seit 1958 steht im Friedenspark von Hiroshima die Statue von Sadako. In ihren Händen hält sie einen goldenen Kranich. Jedes Jahr am Friedenstag hängen Kinder dort Girlanden auf.



Kraniche im Friedenspark von Hiroshima

Eine Kindererinnerung an Hiroshima

„Die Zeit vergeht schnell. Sechs Jahre sind schon vorbei, seit Hiroshima zu einem Opfer der Atombomber gemacht wurde. Jetzt erheben sich mit jedem Jahr neue Häuser und neue Straßen entstehen. Die Stadt sieht wieder schön aus.

Ich war fünf Jahre alt, als die Atombombe auf unsere Stadt kam. Nachdem ich Vater zum Büro gebracht hatte, spielte ich vor dem Haus. Plötzlich gab es eine Wolke aus gelbem Rauch und einen unbeschreiblichen lauten Krach. Es war mir, als ob aus weiter Ferne meine Mutter rief: ‚Oma Shige!‘

Mir war, als ob etwas sehr Schweres auf mich drückte und ich konnte mich nicht bewegen. Allmählich wurde der Rauch dünner, und ich konnte erkennen, dass das Haus zerstört war. Mutter gelang es, aus der zerstörten Küche herauszukommen. Im Haus selbst konnte man keinen Schritt tun.

Oma war krank und hatte im Schlafzimmer im Bett gelegen. Sie wurde, so wie sie war, verwickelt im Bettzeug, durch den großen Druck herausgeschleudert. Glücklicherweise wurde sie überhaupt nicht verletzt.

„Hilfe, Hilfe!“, als Mutter diesen Schrei hörte, eilte sie nach nebenan und fand die Großmutter der Nachbarn unter den Ruinen ihres Hauses gefangen. Mutter warf Dachziegel, Gebälk und Glas beiseite und zog sie heraus. Flammen erhoben sich, und wir konnten keine Minute länger im Haus bleiben. Mutter nahm Oma auf den Rücken, und wir kletterten auf das Flussufer. Viele Menschen flohen aus der Stadt.

Fast keiner von ihnen war wiederzuerkennen. Manchen war die Haut weggebrannt, ihre Gesichter waren rot und geschwollen, man sah rotes Fleisch, und es war sehr schwer zu erkennen, wo ihre Augen und ihr Mund waren. Rauch von brennenden Häusern lag über der Stadt. Es war schwarz wie die Hölle und der ganze Himmel war bedeckt. Es war ein schrecklicher Anblick.

Ich klammerte mich an meine Mutter, mein ganzer Körper zitterte. Da kam mein Vater heraufgerannt. Sein Gesichtsausdruck war unbeschreiblich von Schmerz erfüllt. Er hatte eine furchtbare Wunde auf dem Rücken, und man konnte nicht sagen, ob sie schwarz oder gelb war, aber es war eine schreckliche Farbe. Das Haar auf seinem Kopf sah aus, als ob es mit Asche bedeckt war. Als wir am Flussufer entlang flohen, überholten wir immer mehr Menschen, die nicht mehr die Kraft zum Weitergehen hatten und hingefallen waren. Wenn ich jetzt meine Augen schließe, erinnere ich mich an all diese furchtbaren Anblicke und mir ist, als zittere ich wieder.

Bald danach starb mein Vater an der radioaktiven Krankheit. Die Wunde an meinem Bein heilte lange nicht, und es dauerte ein ganzes Jahr, bis ich keinen Verband mehr tragen brauchte.

Ich verabscheue aufrichtig einen derartigen fürchterlichen Krieg. Bitte, jedermann in Japan und jedermann in der ganzen Welt, bitte macht nicht noch einen Krieg und lasst uns zusammengehen und einander in Frieden an den Händen halten. Lasst uns glücklich leben wie die Singvögelchen. Ich denke, es ist besser, wenn keine Atombomben gemacht werden.“ (Shigeko Hirata)

(Bulitta, S. 60)

Hiroshima

Der den Tod auf Hiroshima warf
Ging ins Kloster, läutet dort die Glocken.
Der den Tod auf Hiroshima warf
Sprang vom Stuhl in die Schlinge, erwürgte sich.
Der den Tod auf Hiroshima warf
Fiel in Wahnsinn, wehrt Gespenster ab
Hunderttausend, die ihn angehen nächtlich
Auferstandene aus Staub für ihn.

Nichts von alledem ist wahr.
Erst vor kurzem sah ich ihn
Im Garten seines Hauses vor der Stadt.
Die Hecken waren noch jung und die Rosenbüsche zierlich.
Das wächst nicht so schnell, dass sich einer verbergen könnte
Im Wald des Vergessens. Gut zu sehen war
Das nackte Vorstadthaus, die junge Frau
Die neben ihm stand im Blumenkleid
Das kleine Mädchen an der Hand
Der Knabe, der auf seinem Rücken saß
Und über seinem Kopf die Peitsche schwang.
Sehr gut erkennbar er selbst
Vierbeinig auf dem Grasplatz, das Gesicht
Verzerrt von Lachen, weil der Photograph
Hinter der Hecke stand, das Auge der Welt.
(Marie Luise Kaschnitz, 1901–1974)

Hiroshima

(Wishful thinking)

There's a shadow of a man at Hiroshima
Where we passed the moon
In a wonderland at Hiroshima
Beneath the august moon.

And the world remembers the face
Remembers the place was here.

Fly the metal bird to Hiroshima
And the way a load
Speak the magic word to Hiroshima
Let the sky explode.

And the world remembers his name
Remembers the flame was Hiroshima

And the world remembers his name
Remembers the flame was
Hiroshima, Hiroshima ...

(unbekannter Verfasser)

„Wenn Steine reden könnten...“ Gräber von Kindern auf den Kriegsgräberstätten des Volksbundes

Millionen von Kindern haben im Zweiten Weltkrieg den Bombenkrieg erlebt. Meist an der Hand der Mutter oder der Großeltern suchten sie Schutz in den Bunkern oder Luftschutzkellern der Häuser. Viele haben das Inferno überlebt, vergessen werden sie es nie. Für Zehntausende wurde jedoch der letzte Unterschlupf oder der Flüchtlingszug auf den Bahngleisen zur tödlichen Falle. Ganze Familien wurden ausgelöscht.

Auf vielen Kriegsgräberstätten, die der Volksbund nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in ganz Deutschland und natürlich auch in Bayern gebaut hat, haben sie, häufig gemeinsam mit der Mutter und den Geschwistern, ihre letzte Ruhe gefunden. Unter jedem Grabstein verbirgt sich ein Schicksal. Von vielen kennen wir nicht einmal den Namen.

Wir dürfen sie, genauso wie alle anderen, niemals vergessen. „An den Frieden denken, heißt an die Kinder denken“, hat Michail Gorbatschow einmal gesagt. Die folgenden Schilderungen sollen die Erinnerungen an sie und ihre Schicksale wach halten.



Kriegsgräberstätte München-Waldfriedhof

Am 18. April 1945 fallen noch immer Bomben auf **München**. Unter den Opfern sind auch die 50-jährige **Elli Martin**, geb. Prinz, ihre 27-jährige Tochter **Elisabeth Biallas**, geborene Martin, und deren 9 Monate alter Sohn Karl-



heinz. Von einer fünfköpfigen Familie überlebt nur ein damals 13-jähriges Mädchen den Krieg. **Reihe 99, Grab 36** (Elli Martin)
Reihe 99, Grab 21 (Elisabeth Biallas)
Reihe 99, Grab 22 (Karlheinz)



Kriegsgräberstätte Sonthofen

Tochter Ursula und dem zweijährigen Sohn Otto auf der Sonthofener Kriegsgräberstätte beigesetzt.

Grablage: Reihe 19, Gräber 49, 50, 51, 52

Der 22. Februar 1945 ist ein klarer Wintertag. Mittags um 13.10 Uhr werfen acht Flugzeuge der Alliierten Bomben ab und verwandeln die Gegend um den Bahnhof von **Sonthofen** in ein Trümmerfeld. Mütter mit ihren Kindern gehören zu den Opfern, die nicht mehr rechtzeitig in Luftschutzkellern Schutz finden können. Unter ihnen ist auch die 34-jährige **Frieda Dümmler**. Sie wird zusammen mit ihrem siebenjährigen Sohn Peter, der fünfjährigen



Der 1950 in Kreuzform angelegte Ehrenteil des Zweiten Weltkrieges auf dem **Stadtfriedhof Landshut** ist Ruhestätte für 614 Tote, darunter viele Zivilisten der Bombenangriffe auf Landshut. Mittelpunkt der Anlage ist ein fast vier Meter hohes und zwanzig Tonnen schweres Muschelkalkkreuz. In die Vorderseite ist eine Pieta eingemeißelt (siehe Bild rechts).

Der Luftangriff auf Landshut am 19. März 1945 löscht das Leben vieler Familien, z. T. mehrerer Generationen, aus. Die 37-jährige **Elisabeth Obermeier** stirbt mit ihren sechs Kindern Adolf, Anna, Erich, Gerhard, Helmut und Josef im Bombenhagel. Auch der 62 Jahre alte Großvater Johann Obermeier kommt bei dem Angriff ums Leben.

Grablage: Feld 1, Reihe 2, Gräber 43–50



Kriegsgräberstätte Landshut

In **Augsburg** ruhen auf sechs Gräberstätten die Kriegstoten beider Weltkriege. Auf dem **Westfriedhof** wurde bereits während des Zweiten Weltkrieges ein Gräberfeld für etwa 400 Soldaten und eine große Zahl von Bombenopfern angelegt. Nach dem Krieg wurden weitere 500 Opfer aus Behelfsgräbern zugebettet. Heute ruhen hier 2 028 Tote, davon 453 Ausländer. Kriegstote liegen auch auf dem **Evangelischen Friedhof Haunstetter Straße**, auf den **Friedhöfen Göggingen** und **Haunstetten** sowie auf den **jüdischen Friedhöfen Haunstetter Straße** und **Hummelstraße**.

Seit 1938 ist Augsburg der Stammsitz der Messerschmitt-Flugzeugwerke. Aus diesem Grunde ist die Alte Fugger-Residenz immer wieder Ziel alliierter Bombenangriffe. Eine der schwersten Attacken findet am 26. Februar 1944 statt. Eilig sucht die aus Köln stammende Opernsängerin **Maria Krollmann** mit ihrer vierjährigen Tochter Ursula einen Luftschutzkeller auf. Dort hat schon **Maria Neubauer** mit ihrer vier Jahre alten Tochter Hannelore und der knapp zwei Jahre alten Gerda Zuflucht gesucht. Doch der Schutzraum erweist sich als tödliche Falle. Ein Volltreffer zerstört das ganze Haus. Einen Tag später werden die beiden Frauen mit ihren drei kleinen Mädchen tot geborgen. In einem gemeinsamen Grab auf dem

Augsburger Westfriedhof, Kriegsgräberstätte Zweiter Weltkrieg, erhalten sie unter einem gemeinsamen Kreuz ihre letzte Ruhestätte.

Grablage: Reihe 5, Nr. 133



Kriegsgräberstätte Augsburg-Westfriedhof



Bei einem der schwersten Angriffe auf Kassel sterben am 22./23. Oktober 1943 über 10 000 Menschen. Kreuze an den Ruinen erinnern an ihr Schicksal. Die ganze Familie Röhn wird ausgelöscht. Heute ruhen sie gemeinsam auf dem Friedhof Kassel-Rothenditmold in Grab 557.

Am Freitag, dem 23. Februar 1945, ist der **Treuchtlinger** Bahnhof vollgestopft mit Zügen, die nicht weiterkommen, weil die Strecken durch Luftangriffe unterbrochen sind.

Dieser Tag wird zum „schwarzen Freitag“ in der Geschichte der Stadt. Drei Wellen von jeweils zwölf amerikanischen Bombern greifen ab 11.15 Uhr an. Das Resultat ist verheerend. Unter den Trümmern der getroffenen Häuser, in den Schächten zu den Bahnsteigaufgängen und in den Zügen liegen Tote und noch Lebende zu Klumpen ineinandergeballt. Dieser furchtbare Bombenangriff fordert fast 600 Menschenleben.

Die Toten sind auf der **Kriegsgräberstätte „Am Nagelberg“** beigesetzt (siehe Seite 40).

Materna Hermann ist als Flüchtling aus dem damals schon umkämpften Saargebiet nach Treuchtlingen gekommen. Ihr siebenjähriger Sohn Armin und der noch nicht dreijährige Sohn Paul sind bei ihr. Teilstücke ihrer zerfetzten Leichen werden identifiziert und in einer Kiste gesammelt. Auf einem Handwagen fährt man sie zum Friedhof. Mutter und Kinder haben nun ihre letzte Ruhe gefunden. Der Vater, seit Beginn des Krieges im Felde, überlebte den Krieg.

Grablage: Feld I–493–495



Kriegsgräberstätte Treuchtlingen „Am Nagelberg“

In der 1959 eingeweihten **Kriegsgräberstätte Hofkirchen** ruhen neben 45 Toten des Ersten Weltkriegs 72 Frauen und 21 Kinder, die bei Tieffliegerangriffen im Zweiten Weltkrieg ums Leben gekommen sind.



Kriegsgräberstätte Hofkirchen

So liegen hier zwei Schwestern, die als Flüchtlinge aus Breslau in Neumarkt/Opf. mit ihren Kindern bei einem Tieffliegerangriff auf einen Zug den Tod fanden.

Franz Frieda,	geb. 30.05.1911 gest. 23.02.1945
Franz Ursula,	geb. 19.03.1936 gest. 23.02.1945
Franz Reinhard,	geb. 10.09.1937 gest. 23.02.1945
Keusch Berta,	geb. 05.09.1907 gest. 23.02.1945
Keusch Anneliese,	geb. 19.03.1936 gest. 23.02.1945
Keusch Günter,	geb. 06.03.1942 gest. 23.02.1945
Keusch Renate,	geb. 02.07.1943 gest. 23.02.1945

*Grablage:
Reihe 28*

Gräber 66–71

Der Vater der Familie Keusch war schon 1943 in Russland gefallen.

In den Gräberlisten auf dem **Ansbacher Waldfriedhof** findet man die Namen von Familien, Ehepaaren, Frauen, Männern, Kindern und Säuglingen, die bei den schweren Bombenangriffen auf die Stadt am 22. und 23. Februar 1945 ums Leben kamen. Besonders erschütternd ist das Schicksal der **Familie Krodol**. Mutter Sofie und ihre sechs Kinder, Agnes, Annemarie, Erna, Anna, Lieselotte und Christa starben am 23. Februar, während der Ehemann den Krieg als Soldat an der Front unversehrt überstand und gesund heimkehrte.

*Grablage: Reihe 11,
Gräber 285–291*



**Kriegsgräberstätte
Ansbach-Waldfriedhof**



146 Bomber vom Typ B 17 der amerikanischen Luftwaffe starteten am Morgen des 17. August 1943 von ihrem Stützpunkt in England. Ziel sind die Messerschmitt-Werke in **Regensburg**, einer der größten Rüstungsbetriebe in Bayern. Um die Mittagszeit wird im Werk Fliegeralarm ausgelöst. Gleichzeitig greifen sechs Me 109 der Messerschmitt Industriestaffel den sich nähernden Bomberpulk an – doch vergebens. 971 Sprengbomben und 446 Brandbomben schlagen im Werk und in der Umgebung ein. Viele Rüstungsarbeiter kommen in dem Inferno ums Leben. Unter ihnen der 15 Jahre alte Lehrling **Matthias Huber**. Grablage: Reihe 6, Grab 49 Oberer Katholischer Friedhof



Kriegsgräberstätte Regensburg

Nur 14 Jahre alt ...

Edmund Baton

aus Lauterbach (Saar) wird wegen der näherrückenden Front mit den anderen Schülern seines Gymnasiums im Februar 1945 in das sichere Bad Reichenhall evakuiert. Aber ohne Wissen der Familie macht er sich mit einem Schulkameraden wieder Richtung Heimat auf. Die beiden kommen zunächst bis Ludwigsburg bei Stuttgart. Dort müssen sie sich wegen der schweren Kämpfe acht Tage lang verstecken.

Edmund kann amerikanische Soldaten dazu überreden, sie über den Rhein mit nach Straßburg zu nehmen. Von dort wollen die beiden mit dem Zug nach Hause fahren, werden aber auf dem Weg zum Bahnhof verhaftet (vermutlich von Franzosen oder der amerikanischen Militärpolizei). Sie werden quer durch Frankreich nach Poitiers gebracht. Dort stirbt Edmund Baton, erst 14 Jahre alt, am 14. Juli 1945 im Internierungslager an Hunger. Sein Grab: Deutscher Soldatenfriedhof Mont-de-Huisnes, Gruft 59, Grabkammer 90

(Quellen: Volksbundarchive Kassel und München)



Deutscher Soldatenfriedhof Mont-de-Huisnes, Normandie, Frankreich

Nach dem Fliegerangriff am 5. April 1945 wird das Flüchtlingskind **Steffi Adler** aus der Jean-Paul-Straße, **Bayreuth**, mit schweren Verbrennungen in das Reserve-lazarett IV, damals Oberrealschule, heute Graf-Münster-Gymnasium, eingeliefert. Noch am selben Tag um 20.30 Uhr erliegt Steffi dort, in einem Klassenzimmer der Schule, ihren Verletzungen. Sie wird gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Sigrid im Sammelgrab der Bombenopfer auf dem **Stadtfriedhof** beigesetzt.



Kriegsgräberstätte Bayreuth-St. Georgen

Ebenfalls durch diesen Luftangriff wird der noch nicht ganz zweijährige **Joachim Basler** schwer verletzt. Er stirbt drei Tage später im Versorgungskrankenhaus.

Kriegsgräbersätte St. Georgen, Grablage: Nr. 658



Das Bild zweier Grabkreuze an der Autobahn Hamburg – Bremen bezeichnete 1945 das Schicksal einer Familie. Gräber fanden sich an Straßenrändern, in Äckern und in Wäldern. Jedes Grab ein Schicksal...

Heute noch Trümmer in der Seele – Kindheit im Zweiten Weltkrieg

Das Trauma der Kriegskinder

Es ist furchtbar, Vater, Mutter oder auch Geschwister zu verlieren. Aber wie schlimm muss es sein, all diese traumatischen Erlebnisse verdrängen zu müssen? Kriegskinder leiden oft still und ungehört. Erst in späten Jahren wird sich so mancher über die Erlebnisse und seine Folgen bewusst.

Fast jedes dritte Kind hat im Krieg unter dem fehlenden Vater oder der überforderten Mutter gelitten – viele von ihnen bis heute. Bei der Auseinandersetzung mit den Spätfolgen des Kriegs steht in der Regel das Leid der Holocaust-Überlebenden und ihrer Nachkommen im Vordergrund. Daneben erlangten in jüngster Zeit die Erinnerungen derjenigen Aufmerksamkeit, die ohne von organisierter Vernichtung bedroht worden zu sein, den Krieg als Kinder erlebten und traumatische Erlebnisse bis heute nicht abschütteln konnten. 30 Prozent der Kinder und Jugendlichen haben lange Zeit Traumatisches im Krieg erlebt. Dabei sind drei zentrale Bereiche der seelischen Beschädigung feststellbar: Die Erfahrungen passiver und aktiver Gewalt, Trennung und Verluste wichtiger Bezugspersonen sowie der Verlust von Heimat, Sicherheit und Geborgenheit. Bei den meisten waren es jedoch kein einzelnes Ereignis, sondern eine Kombination aus mehreren.

Allein in Deutschland sind nach Schätzungen rund 2,5 Millionen Kriegskinder als Halbwaisen und noch einmal bis zu 200 000 als Vollwaisen groß geworden. Nach amerikanischen Schätzungen hat der 2. Weltkrieg in Europa etwa 20 Millionen Halbwaisen hinterlassen – überwiegend durch Verlust der gefallenen bzw. vermissten Väter.

Die Posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS) der Kriegskinder

Nach der internationalen Klassifikation von Krankheiten (ICD 10) entsteht eine **PTBS** „als eine verzögerte Reaktion auf ein belastendes Ereignis oder eine Situation kürzerer oder längerer Dauer, mit außergewöhnlicher Bedrohung oder katastrophenartigem Ausmaß, die bei fast jedem eine tiefe Verzweiflung hervorrufen würde.“

(http://de.wikipedia.org/wiki/Posttraumatische_Belastungsst%C3%B6rung)

Kriegszitterer

Zur Zeit des 1. Weltkriegs sprach man in England von der **bomb-shell disease** [Bomben- oder Granatenkrankheit. Die Alliierten glaubten, die Druckwellen der Explosionen hätten die Gehirne an die Schädelwände gedrückt und so beschädigt; d. Verf.], in Deutschland wurde der Begriff **Kriegszitterer** geprägt. Manche Soldaten standen wie von schweren Schüttelfrösten gebeutelt vor ihren Ärzten, von denen sie nicht selten als vermeintliche Drückeberger mit Eiswassergüssen oder Elektroschocks behandelt wurden. Ursachen dieser Symptome war der Stellungs- und Grabenkrieg, dem die Soldaten in einer „ununterbrochenen Zwangssituation ohne Fluchtmöglichkeiten“ ausgesetzt waren. Im 2. Weltkrieg wirkten die Anfangserfolge zunächst als „Ventil für innere Spannungen“, erst später schlug der Krieg den Soldaten dagegen buchstäblich auf den Magen. Übelkeit und Erbrechen häuften sich derartig, dass die Erkrankten von 1943 an in besonderen „Magenbataillonen“ zusammengefasst wurden. Hier war der Dienst leichter.

KZ-Syndrom

Besonders schwere Formen von PTBS sind etwa das **KZ-Syndrom** oder **Holocaust-Syndrom**. Eng gefasst, bezieht es sich auf die Überlebenden des Holocaust. Im weiteren Sinne werden heute auch andere Personen bzw. Personengruppen als Betroffene verstanden, die Formen von Völkermord und Lagerhaft körperlich überstanden haben, durch die Erlebnisse jedoch seelisch traumatisiert wurden.

Das Konzentrationslager-Syndrom ist eine psychisch-traumatisch bedingte Krankheit von Überlebenden des Holocaust vor und während des Zweiten Weltkrieges. Die Opfer waren und sind durch die brutale seelische Belastung, die sie in den Lagern erfuhren, oft schwer geschädigt und können sich nicht richtig ins normale Leben zurückorientieren, da normale psychologische Behandlungen hier nicht weiterzuhelfen scheinen.

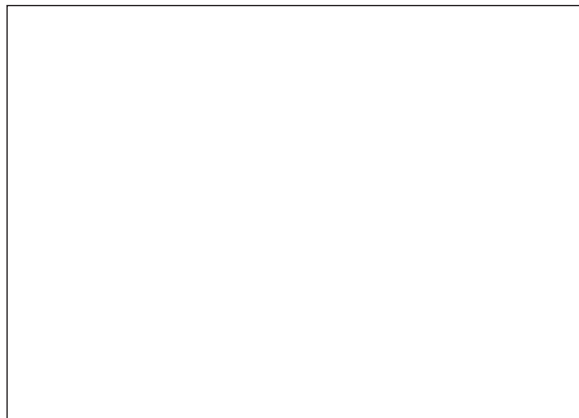
Oft wird das Syndrom als „**Überlebenden-Syndrom**“ bezeichnet. Es zeichnet sich aus durch:

Wie geht's weiter?

- Schwere, oft ganz plötzlich einsetzende Erregungs- und Angstzustände,
- Ein unartikulierte Gefühl des Andersseins als die, die nicht durch die Hölle von KZ, Ghetto, Arbeitslager und jahrelangem Leben im Versteck gingen,
- Tiefe Überlebensschuld, d. h. Schuldgefühle desjenigen, der überlebte, gegenüber den ermordeten Angehörigen und Kameraden,
- Ein Zustand des seelischen Überwältigt- und Verringertseins, der nur schwer zu beschreiben ist und sich in Depressionen, apathischer Zurückgezogenheit, Kontaktmangel, Unfähigkeit zu Freude und Genuss bis zur völligen Starre und geistiger Abstumpfung äußert,
- Das Bild des „lebendigen Leichnams“, ein von der ständigen Begegnung mit dem Tod geprägtes schattenhaftes, furchtsames, gedrücktes Verhalten,
- Quälendes Wiedererleben der Schrecken des Lagers, als Hypermnesie [stärkere Erinnerungsfähigkeit; d. Verf.] bezeichnet, z. B. von Misshandlungen, Ermordung von Angehörigen,
- Ermüdung, leichte Erschöpfbarkeit, Konzentrations- und Gedächtnisstörungen,
- Sexuelle Störungen,
- Psychosomatische Beschwerden wie Herzbeschwerden, Kopfschmerzen, Schwindel, Schweißausbrüche, Magen- und Darmbeschwerden, Schlaflosigkeit,
- Psychotische Zustände mit Wahnvorstellungen (Gefühl noch immer im Lager und verfolgt zu sein).

(Niederland)

Wenn schon Erwachsene durch Kriegsereignisse so traumatisiert wurden, wie wirkten sich Krieg, Vertreibung und Flucht auf Kinder und Jugendliche aus, die heute im Pensionsalter sind? Kriegskinder konnten meist nur überleben, indem sie ihre Gefühle und Erinnerungen unterdrückten. Eine Möglichkeit, das Erlebte zu verarbeiten oder den Verlust von Bezugspersonen, von Heimat, Sicherheit und Geborgenheit zu betrauern, gab es nicht. Eltern, Verwandte und Freunde waren zu sehr mit dem eigenen Leid beschäftigt. Außerdem, so hoffte man, würden die Kinder schnell vergessen. Es galt, nach vorne zu schauen, zu funktionieren und wieder ein neues Leben aufzubauen.



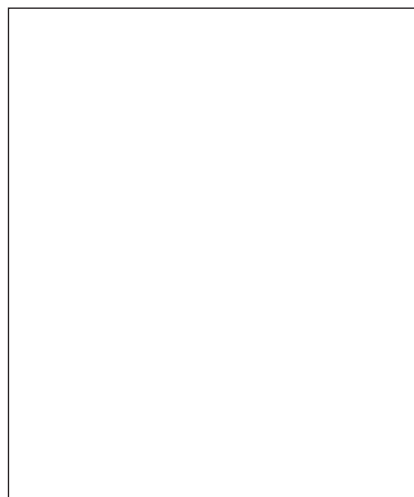
*Kinder
im KZ*

Fehlende Väter – depressive Mütter

Die Traumatisierungen der Kriegskinder hatten viele Gesichter und waren mit Flucht, Bombardierungen, Hunger und Krankheit, fehlenden Vätern und depressiven Müttern verknüpft. Viele haben sich als Kinder oder später als Erwachsene vor die überfordernde Aufgabe gestellt gesehen, das erlittene Leid der Eltern zu heilen oder zu lindern. Die eigenen schwer wiegenden Erlebnisse führten zudem meist zu einem anhaltenden Zustand der Verletztheit und Beschädigung. Dies hat es vielen später schwer gemacht, ihre elterlichen Funktionen ihren eigenen Kindern gegenüber adäquat auszufüllen. Manche Frauen trauten sich gar nicht, Mutter zu werden.

Kindheit und Jugendzeit im Krieg

Die Angehörigen der Jahrgänge ab 1928 haben ihre Kindheit und Jugendzeit während des Krieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit verbracht. Sie wurden als Kriegskinder auf unterschiedlichste Weise mit Fliegeralarm, Luftschutzbunkeraufenthalt, Bombardierungen, Tieffliegerangriffen, mit Tod, Hunger, Flucht und Vertreibung konfrontiert. Da war zunächst die Einbeziehung von Kindern und Jugendlichen in den Versorgungs- und Unterstützungskreislauf der Staatsmacht im Rahmen der sogenannten Kinderlandverschickung. Hier wurden Hunderttausende von Heranwachsenden für zumeist mehrere Monate in Jugendherbergen und Erholungsheime geschickt und damit von ihren Familien getrennt.



Kindheit in Trümmern

Flucht und Vertreibung

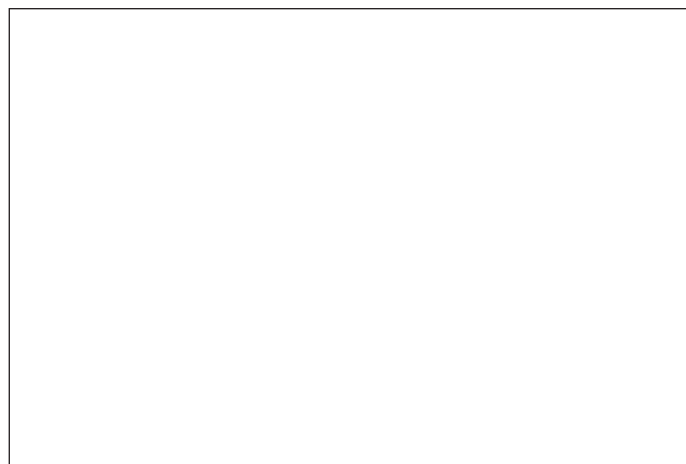
Gegen Ende des 2. Weltkrieges zählten **Flucht und Vertreibung** zu den Erfahrungen hunderttausender Kinder. Schlecht organisierte und nicht vorbereitete Evakuierungsmaßnahmen, zusammengebrochene Transportsysteme, Gewalttaten, mangelnde Verpflegung, Entkräftung, Krankheit und Tod zählten zu den leidvollen Erfahrungen dieser Heranwachsenden. Dazu kamen Hunger, Kälte und ständige Fluchtbereitschaft sowie das Erleben der eigenen Schutzlosigkeit; nicht zuletzt angesichts der Hilflosigkeit der Eltern – insbesondere der oft allein verantwortlichen Mütter.

Die Jahre nach dem Krieg

In den Jahren nach dem Krieg hatten diese Jahrgänge in der Regel gravierende familienstrukturelle und familiendynamische Verwerfungen zu erleiden. Tod oder Abwesenheit der Väter zwangen Mütter zudem zu Notstrategien, zu denen die Prostitution ebenso wie das Eingehen sogenannter „Vernunftehen“ zählte. Trotz der oft ungeliebten Familienverhältnisse in der Nachkriegszeit war den Kriegskindern Klagen nicht erlaubt. „Sei froh, dass du überlebt hast“ war ein typischer Merksatz jener Zeit. Solche und ähnliche „Überlebensangebote“ bedeuteten eine heute kaum noch zu ermessende Überforderung für die Heranwachsenden. Es lässt sich heute feststellen, dass all diese Beeinträchtigungen auch in Gegenden stattfanden, die von direkten Kriegshandlungen nur wenig betroffen waren.

Schuld und Scham

Diese erwachsen gewordenen und in die Elternposition aufgerückten „Kriegskinder“ sahen sich seitens der eigenen Kinder nur zu oft mit Fragen konfrontiert, die als Anklagen empfunden wurden und in ihren Augen jegliche Empathie missen ließen. Der intergenerationelle Austausch über das Erlebte, so ist zu vermuten, wurde von „Schuld“ und „Scham“ bei den Betroffenen überschattet und damit unterdrückt. Es entwickelte sich jenes Verhalten, das uns bis heute entweder als „pathologische Normalität des Ausschweigens“ oder als „kommunikative Bagatellisierungs- und Vermeidungsstrategie“ begegnet: Im Reden über Nebensächliches oder über den furchtbar betroffenen Anderen wurde das Schweigen über das Erlebte eingeübt.



Schulkinder in den Ruinen ihrer Stadt

Beschönigung

Angesichts der Tüchtigkeit und Unauffälligkeit der Nachkriegsgeneration fällt es uns deshalb leicht zu glauben, dass die Erlebnisse der Kindheit erstaunlich gut und glatt weggesteckt worden sind. Doch das ist nur die eine Seite, meint die deutsche Wissenschaftsjournalistin Sabine Bode in ihrem Buch „Die vergessene Generation“.

Betroffene erzählen darin von ihren Kriegserlebnissen in neutralem, oft sogar heiterem Ton: „Was wir erlebt haben, war normal“ und „Es hat uns nicht geschadet“ ist hier zu lesen. Persönliche Dramen und erlittenes Leid werden „beschwiegen“. Es ist die „gnadenlose Diskretion einer ganzen Generation“, so der Schriftsteller Peter Härtling, der 1945 als 13-Jähriger seine Eltern verlor. Doch die verborgenen Verletzungen und verdrängten Gefühle einer Kriegskindheit und -jugend sind nie aufgehoben, sondern latent immer vorhanden.

Tabus fallen weg

Der Grund, weshalb die Erlebnisse der Kriegskinder erst 60 Jahre nach der Befreiung Deutschlands von der NS-Herrschaft zum öffentlichen Thema wurden, erklären Wissenschaftler mit verschiedenen Faktoren. Bei vielen ehemaligen Kriegskindern kommen nach dem Ende ihres Berufslebens die Erinnerungen zurück. Zudem sterben mit 85–90 Jahren jetzt viele Mütter, die den Kriegskindern lebenslang noch Schutz geboten haben. Dieser Verlust setzt auch Tabus und Loyalitätskonflikte frei. Bei älteren Menschen lebt zudem immer die Kindheit noch einmal auf.

Krankheiten als Folge

Diese in Kindheit und Jugendzeit zu verzeichnenden extremen Belastungen und Traumatisierungen führten dazu, dass in der Folgezeit bei vielen Betroffenen Angsterkrankungen, Posttraumatische Belastungsstörungen, Depressionen sowie Identitäts- und Beziehungsstörungen auftraten. Ein anderer Teil blieb während des frühen und mittleren Erwachsenenalters weitgehend symptomfrei, erleidet dafür im Alter jedoch eine „Trauma-Reaktivierung“.

„Ein Trauma hat eine Latenzzeit, und es endet weder mit den unmittelbaren Ereignissen noch mit der Generation, die den Ereignissen unmittelbar ausgesetzt war“, so Dr. David Vyssoki, ärztlicher Leiter von ESRA [hebräisch für Hilfe; d. Verf.], dem psychosozialen Zentrum in Wien. Abwehrmechanismen werden mit dem Alter brüchig, Risse in der Fassade treten auf, unbewältigtes, abgespaltenes Material kommt hoch. Oft sind es nur Erinnerungsfetzen, die den Betroffenen quälen und ihm selbst unverständliche Reaktionen auslösen. Einschneidende Ereignisse wie Pensionierung oder Todesfälle tun ihr Übriges, eine Retraumatisierung zu begünstigen.

Die Symptome, die ehemalige Kriegskinder mit beschädigter Biographie zeigen, sind vielfältig und reichen von jahrzehntelanger depressiver Verstimmung über somatische Beschwerden, Angst- und Schlafstörungen bis hin zu extremem Kontrollbedürfnis, Suchtverhalten und Posttraumatischer Belastungsstörung. Fast allen gemeinsam ist auch die Unfähigkeit oder zumindest große Schwierigkeiten, in Kontakt mit den eigenen Gefühlen zu kommen.

Ausblick

Es gibt keine belegten Zahlen, wie viele ältere Menschen in Deutschland an kriegsbedingten Traumata leiden. Man geht bei den heute 65- bis 80-Jährigen von 30 Prozent Nicht-Betroffenen, 30 Prozent mittelschwer Geschädigten und 40 Prozent schwer Geschädigten aus. Es sind vor allem die über 80-Jährigen, die von kriegsbedingten Traumata betroffen sind.

Welche Symptome zeigen sich bei dieser Gruppe? Es gibt schlimme Demenzverläufe – wobei die Demenz selbst den Rest an Kontrolle wegreißen kann. Dazu kommen Posttraumatische Belastungsstörungen, vegetative Reaktionen und Flashbacks, die unabhängig vom Vollbild einer PTBS auftreten können. Oft genügen minimale Reize, auf die solche Patienten heftig reagieren. Wie beispielsweise jene 82-jährige Patientin, die auf Grund eines Infekts im Krankenhaus liegt. Als der Nachtpfleger kommt, fängt sie plötzlich an, um Hilfe zu schreien. Dr. Psota [GerontoPsychiatrisches Zentrum, Wien; d. Verf.] erklärt: „*Sie war 18 Jahre, als sie von einem Offizier vergewaltigt wurde. Jetzt genügen Reize wie ein halbdunkler Raum, in den plötzlich ein großer Mann eintritt und sich ihr nähert, um Bilder auszulösen. Denn es sind die Bilder, die bleiben.*“

Behandlungsmöglichkeiten

Auffällig sind hohe Dosierungen an Antidepressiva, die traumatisierte Patienten benötigen. Ganz wichtig ist es, bereits im Vorfeld präventiv zu wirken, so Dr. Psota. Zum Beispiel im Pflegeheim Angehörige nach der Kriegsvergangenheit des Betroffenen fragen, falls nötig, das Licht anlassen, den Patienten wirklich zuhören und nachfragen, was gefürchtet wird. „*Es genügen oft fünf Minuten an Validation* [Die Validation geht davon aus, dass diese Menschen danach streben, die unerledigten Aufgaben ihres Lebens noch aufzuarbeiten. Die Anwender der Validation machen es sich zur Aufgabe, die Menschen dabei zu unterstützen; d. Verf.], *um diese Menschen zu beruhigen und die Situation zu entschärfen. Man muss ihnen in ihrer Welt begegnen und sie zu verstehen suchen.*“

35 Kriege, die derzeit auf der Welt toben, produzieren minütlich neue Opfer. Die „Wiederkehr des Verdrängten“ (Freud), „das Wiederholen verdrängter Szenen der Kränkung und Verletzung und die unbewusste Weitergabe dieser Prozesse von Generation zu Generation“ (Ermann) zu entflechten, ist Aufgabe der Psychotherapeuten.

(<http://www.weltkrieg2kindheiten.de/>

<http://www.medicaltribune.at/dynasite.cfm?dsmid=100715&dspaid=822427>

http://www.focus.de/wissen/diverses/kongress_aid_93469.html

<http://www.trauma-informations-zentrum.de/infos/trauma/krieg/ww2.htm>)

Man kann einen Krieg genauso wenig gewinnen wie ein Erdbeben.

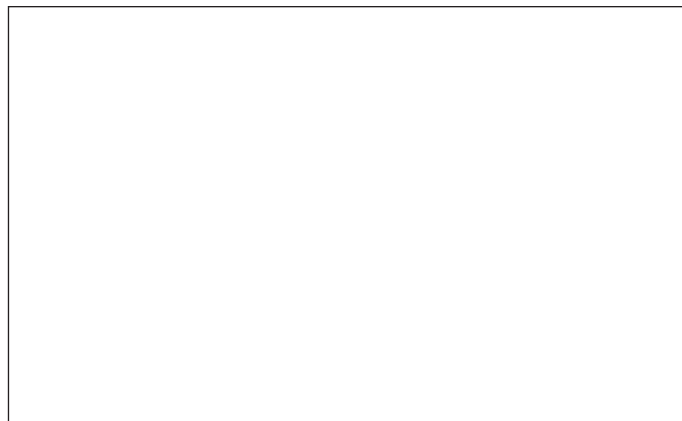
Jeannette Rankin, US-Politikerin (1880–1973)

Im Moment sieht es so aus, als ob die Senioren in Deutschland besonders belastet sind. Bei den 60- bis 95-Jährigen ist eine Posttraumatische Belastungsstörung dreimal so häufig wie bei den jüngeren Altersgruppen. Dieses Resultat stellt einen auffallenden Unterschied zu Untersuchungsergebnissen aus anderen Ländern dar: In Studien aus den USA, Australien, Kanada und Mexiko ist die PTBS gerade bei der älteren Generation besonders wenig verbreitet. In der deutschen Studie haben die einbezogenen älteren Menschen, die von PTBS betroffen waren, fast alle von traumatischen Kriegserlebnissen wie Ausbombung, Vertreibung oder Einsatz bei Kämpfen berichtet. Daraus schließen die Wissenschaftler, dass es eben jene Kriegstraumata sind, die für die Symptome verantwortlich zeichnen.

(<http://www.netdoctor.at/nachrichten/?id=119592>)

Das hängt aber auch vor allem damit zusammen, dass die nachgeborenen Generationen in Deutschland keinen Krieg mehr erlebt haben. Was für Deutschland gilt, hat aber leider keine Gültigkeit für die ganze Welt.

Aus diesem Grund endet zwar hier die pädagogische Handreichung „Kinder – Opfer der Kriege bis 1945“. Die Problematik geht aber weiter. In allen bewaffneten Konflikten seit 1945 waren Kinder als Leidtragende eingebunden. Sie haben Gleiches und/oder Ähnliches erlebt wie die Kinder, deren Schicksale in diesem Heft vorgestellt wurden. Teilweise sind die Grausamkeiten schlimmer, denn die Waffen haben sich verändert. In einem Folgeheft wird daher über die Schicksale dieser Kinder berichtet werden.



Elternlos – heimatlos

Die Menschheit muss dem Krieg ein Ende setzen, oder der Krieg setzt der Menschheit ein Ende.

John F. Kennedy, US-Präsident (1917–1963)

Literatur

Auerbacher, I., Ich bin ein Stern. Weinheim 1992 (Gulliver Taschenbuch 136)

Bartoletti, S. C., Jugend im Nationalsozialismus. bpb [Bundeszentrale für Politische Bildung; d. Verf.] 2008

Bode, S., Die vergessene Generation: Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen. Piper, München 2010

Buergenthal, T., Ein Glückskind. bpb 2007

Burgdorff, S./Habbe, C. (Hrsg.), Als Feuer vom Himmel fiel. bpb 2004

Chickering R., Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg. Beck, München 2002

Borchert, W., Draußen vor der Tür. Bange, Hollfeld 1992

Dabel, G., KLV. Die erweiterte Kinderlandverschickung. Schillinger, Freiburg 1981

Dörr, M., Der Krieg hat uns geprägt. Campus, Frankfurt 2007

Drolshagen, E. D., Wehrmachtskinder. Auf der Suche nach dem nie gekannten Vater. Knaur, München 2007

Foerster, W., Der Weltkrieg im Unterricht. Perthes, Gotha 1915

Forte, D., Schweigen oder Sprechen. Fischer, Frankfurt 2002

Gestrich, C., Kriegskinder aus dem 2. Weltkrieg. Rede in der KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg, 8.5.2005

Goodall, F., The People's War. Reliving Life on the Home Front in World War II, Cincinatti 2008

Groehler, O., Geschichte des Luftkrieges. Militärverlag der DDR, Berlin 1981

Hamann, B., Der Erste Weltkrieg. Piper, München 2004

Harris, M. J./Oppenheimer D., Kindertransport in eine fremde Welt. Siedler, München 2000

Heichen, W., Mit Zeppelin und Luftschiff. A. Weichert, Berlin 1915

Jakubeit, S. u. W., Illustrierte Alltags- und Sozialgeschichte. Westfälisches Dampfboot, Münster 1995

Niederland, W. G., Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom. Seelenmord. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1980.

Kock, G., „Der Führer sorgt für unsere Kinder“. Die Kinderlandverschickung im Zweiten Weltkrieg. Paderborn u.a. 1997

Lange, H./Burkard, B. (Hrsg.), Abends wenn wir essen fehlt uns immer einer. rororo, Hamburg 2000

Lorenz, H., Kriegskinder. List, Berlin 2005

Main Post vom 16. März 1998

Metzger, E., Schlesien als Kriegsschauplatz im 17. und 18. Jahrhundert, Bausteine für den Geschichtsunterricht. Fassung 1996 – unveröffentlicht

Niven, B., Das Buchenwaldkind. bpb 2009

Rutz, H., Der Weltkrieg in seiner rauen Wirklichkeit. Rutz, Oberammergau 1926

Osada, A./Rau, E., Die Kinder von Hiroshima. Volk und Welt, Berlin 1966

Satjukow, S. (Hrsg.), Kinder von Flucht und Vertreibung. Landeszentrale für politische Bildung, Erfurt 2010

Schlegel, M., Von der Nordseeküste in die Kinderlandverschickung 1940–1945. Oldenburg, München 1996

Spranger, H., Verhängte Bilder. Referat in der Psychosomatischen Klinik Görlitz, März 2005

Theresienstadt, hg. v. Rat der jüdischen Gemeinden in Böhmen und Mähren. Wien 1968

Turnau, J., Zehn Gerechte. Kaiser, München 1989

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V., Landesverband Bayern, Pädagogische Handreichungen:

– Beitz, Chr., 1917 Material gegen Menschen. München 1987

– Beitz, Chr., Schicksale Heft 2. München 1993

– Bulitta, E. u. H., Trauer, Erinnerung, Mahnung. München 2002

– Ruland, R., Schicksale Heft 3. München 1994

– Soltau, G., Kriegskind 1918. München 1989

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V., Archive Kassel u. München

Volksbund-Jugendforum Unterfranken. Die Kriegsgräberstätten in Kitzingen und das Panzergrab im Limpurger Forst stellen sich vor. Würzburg 1998

Internetadressen

www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2005/0115/magazinmagazinmagazin/0177/index.html

www.breslau-wroclaw.de/wb/media/stammtisch/berlin/20071129_kinder_von_breslau_1945.pdf

www.buchenwald.de/index.php?p=140

http://de.wikipedia.org/wiki/Tatjana_Nikolajewna_Sawitschewa

www.dhm.de/lemo/forum/kollektives_gedaechtnis/065/

www.dradio.de/dlf/sendungen/fluchtundvertreibung/328371

www.echo36.de/pdf

www.focus.de/wissen/diverses/kongress_aid_93469.html

www.hegemalige.de/So_erlebte_ich_das_Ende_der_Kinderlandverschickung.pdf

www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/1796

[www.kriegskinder-fuer-den-frieden.de/Dokumente/vortrag VerhaengteBilder.htm](http://www.kriegskinder-fuer-den-frieden.de/Dokumente/vortrag_VerhaengteBilder.htm)

www.krigsboern.dk/artikler/kiki.htm

www.krigsboern.dk

www.Landkreis-bw.de

www.mdr.de/kriegskinder/6038722.htm

www.medical-tribune.at/dynasite.cfm?dsid=100715&dspaid=822427

www.netdoctor.at/nachrichten/?id=119592

www.stiftung-denkmal.de

www.trauma-informations-zentrum.de/infos/trauma/krieg/ww2.htm

www.unimuenster.de/HausDerNiederlande/zentrum/Projekte/Schulprojekt/Lernen/Dekolon/40/30.html

http://www.volksbund-niedersachsen.de/geschichts_u_erinnerungstafeln/geschafel_dahlenburg.pdf

www.weltkrieg2kindheiten.de/

http://de.wikipedia.org/wiki/Posttraumatische_Belastungsst%C3%B6rung

<http://www.medical-tribune.at/dynasite.cfm?dsid=100715&dspaid=822427>

www.wzonline.at

www.zeitzeugenarbeit.de/metzger.htm

www.zobten.de/flucht/flucht.htm

© 2011

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.
Landesverband Bayern
Maillingerstraße 24, 80636 München
Telefon: 089 188077, Telefax: 089 186670
E-Mail: volksbund.bay@t-online.de
Internet: www.volksbund.de

Verantwortlich für den Inhalt:

Gerd Krause, Landesgeschäftsführer

Gestaltung und Layout:

Erich und Hildegard Bulitta

Gestaltung Titelseite und Gesamtherstellung:

Mediengruppe Universal, Kirschstraße 16, 80999 München

Hinweis:

Für den Fall, dass Rechtsinhaber nicht feststellbar waren,
werden diese gebeten, sich an den Volksbund Deutsche
Kriegsgräberfürsorge e.V., Landesverband Bayern, zu wenden.
Berechtigte Ansprüche werden im üblichen Rahmen abgegolten.

Die Jugendbegegnungs-
und Bildungsstätten

des

Volksbundes Deutsche
Kriegsgräberfürsorge e.V.



JBS Ysselsteyn, Niederlande
www.joc-ysselsteyn.com



Denkwerkstatt Halbe
www.denkwerkstatt-halbe.de



Fremde werden Freunde



Ihr Ansprechpartner für die JBS:

Herr Hans-Dieter Heine
Bundesjugendreferent
Werner-Hilpert-Str. 2
34117 Kassel

Telefon: 0561 / 7009-114 Fax: -295
E-Mail: jbs@volksbund.de
Internet: www.volksbund.de



JBS Albert-Schweitzer
Niederbronn-les-Bains, Frankreich
www.cas-niederbronn.org



Lernen ohne Klassenzimmer



JBS Golm (Insel Usedom)
Deutschland
www.jbs-golm.de



Länder, Leute & Geschichte erleben



JBS Lommel, Belgien
www.ijlommel.org